

Das Magazin des Deutschen BundeswehrVerbands

www.dbwv.de

f /DeutscherBundeswehrVerband



Die Bundeswehr

Sonderausgabe Web

Juli 2017

BERUFSETHOS

Soldat sein heute



Ehrenspalier zur Verabschiedung gefallener Bundeswehrsoldaten im Mai 2011 in Afghanistan

Kein Beruf wie jeder andere: das Berufsethos des Bundeswehrsoldaten

Im Zentrum des soldatischen Berufsethos steht die Verpflichtung zu Tapferkeit, Treue und die Bereitschaft, mit dem Leben für den Auftrag einzustehen. Aber dazu gehört ebenso das eigene Verhalten, wenn gerade keiner zusieht.

„Das Berufsethos ist ein professionelles Leitbild, das uns zum Wächter unserer selbst macht.“

KLAUS NAUMANN

Von Klaus Naumann

Skandale sind allemal Stunden der Wahrheit, Skandalbewältigungen nicht minder. Doch allzu leicht kann es geschehen, dass die Anlässe von den Folgen überdeckt werden. Die jüngsten Vorfälle in der Bundeswehr, die Kriseninterventionen der Ministerin und die hochgehenden Emotionen sind dafür ein Beispiel. Gerade dann ist es wichtig, auf das Gemeinsame beider Vorgänge auf-

merksam zu machen und nicht die Henne gegen das Ei auszuspielen. Der gemeinsame Kern der Aufregung liegt in Übergriffigkeiten, der Verletzung von Normen und Loyalitäten, dem Vorenthalten von Wertschätzung, dem Verlust der Balance zwischen Vertrauen und Kontrolle. Wenn nötig kann dagegen strafrechtlich eingeschritten werden; es kann disziplinarrechtlich vorgegangen werden; es können Handlungsfähigkeit demonstriert, gute Vorsätze formuliert, Arbeitsgruppen gebildet und Zukunftsprogramme vorgelegt werden. Das alles ist möglich. Aber ist es auch ausreichend?

Der Verlauf des Falls Oberleutnant Franco A. reizt dazu, die Problemlage an einem Thema beispielhaft zu erörtern. Von der Bundeswehr lange übersehen und verharmlost, war hier ein rechts-extremistisches Netzwerk mit terroristischen Ambitionen entstanden. Der Ortstermin am Sitz der Deutsch-Französischen Brigade in Illkirch förderte Wehrmachtsdevotionalien zutage. Und schon wurde der Umkehrschluss gezogen – dieses Teufelszeug müsse endgültig aus den deutschen Kasernen verschwinden. Damit „so etwas“ nicht wieder vorkommt? So einfach ist es indessen nicht. Die Gleichung, die hier stillschweigend

aufgemacht wurde, geht nicht auf. Ganz gewiss wird eine kritiklose Verehrung der Wehrmacht des Dritten Reichs immer im Umkreis rechtsextremer Gesinnungen und Gruppierungen anzutreffen sein. Aber diese Beobachtung lässt sich nicht umstandslos auf alle und jeden Verehrer der vormaligen deutschen Armee ausweiten. Das ist kein Votum dafür, die Traditionsecken und -winkel unangetastet zu lassen. Die Sache ist schon etwas komplizierter. Und damit kommt die „verfluchte Traditionsfrage“ ins Spiel, die schon der erste Generalinspekteur Heusinger beklagte.

„Ausklammern oder totschweigen hilft nichts – und funktioniert offenbar auch gar nicht.“

KLAUS NAUMANN

Seine salomonische Lösung bestand darin, die Bundeswehr werde sich eben ihre eigenen Traditionen heranbilden müssen. So weit, so gut. Aber wieder ist die Sache komplizierter. Ausklammern oder totschweigen hilft nichts – und funktioniert offenbar auch gar nicht. Und der Ruf nach der Eigentradition der Bundeswehr, der auch jetzt wieder als Patentlösung aufgetischt wird, ist zwar richtig und dringlich. Die Wehrmachtfrage ist damit aber nicht vom Tisch. Also ertönt der Ruf nach Überarbeitung des noch immer gültigen Traditionserlasses von 1982. Darin steht zu lesen, die Wehrmacht sei im Dritten Reich „teils schuldhaft verstrickt, teils schuldlos missbraucht“ worden. Das war eine Kompromissformel. Unter dem Eindruck der sogenannten Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung ging Verteidigungsminister Volker Rühe darüber hinaus. Er stellte fest: „Die Wehrmacht war als Organisation des Dritten Reiches in ihrer Spitze, mit Truppenteilen und mit Soldaten in Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt. Als Institution kann sie deshalb keine Tradition begründen.“ (BT-Debatte, 13. März 1997) Bei der Würdigung einzelner Soldaten dürfe man sich „nicht auf rein militärische Haltungen und Leistungen beschränken.“

Verbunden mit weiteren zeitgemäßen Bewertungen müsste man damit leben können. Doch sollte das wirklich alles gewesen sein, wenn wir in etlichen Monaten (oder Jahren?) eine Neufassung des Erlasses lesen können? Oder ist auch das zu eng gedacht und zu kurz gesprungen? Der Bundeswehrverband (Die Bundeswehr, Juni 2017) ist auf einer richtigen Fährte, wenn er anstelle von neuerlichen Bestandsaufnahmen und Lagefeststellungen betont, die Bundeswehr habe kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem. Fehlentwicklungen und Handlungsbedarf sind bekannt. Und bekannt sind auch die fälligen Maßstäbe – der Bedarf an Zeit und an Orientierung. Das sind die entscheidenden Voraussetzungen, um auch der lahmen politischen und historischen Bildung in der Truppe auf die Sprünge zu helfen. Damit wäre viel gewonnen. Und doch – der Knackpunkt liegt tiefer! Nicht nur die Sensibilitäten, die mit der Traditionsfrage verbunden sind, auch die Emotionen, die der forsche Umgang mit der Truppe hervorrief und die Beunruhigungen, die die jüngsten Übergriffigkeiten unter Soldaten auslösten, weisen in eine andere Richtung. Gewiss, die Rahmenbedingungen müssen stimmen (das tun sie nicht!), aber es muss eine Selbstverständigung hinzukommen, was es bedeutet, hier und heute Soldat zu sein.

Stellt man die Frage so, sind die Skandale und Aufregungen nur die Spitze des Eisbergs. Der Abschied von der Wehrpflicht, die Öffnung für Bewerber, die häufig „arbeiten, aber nicht dienen wollen“ (wie ein Oberstabsfeldwebel sagte), das Übersoll an Management und Bürokratie, die veränderte sicherheitspolitische Landschaft, die Vielschichtigkeit der laufenden Einsätze und Missionen – alles das wirft Fragen nach dem Soldatenbild auf. Wie kann man den außerordentlichen Anforderungen gerecht werden? Welche

bundeswehrgemeinsame innere Ausstattung ist notwendig, um sich nicht zu verzetteln oder auf dem kleinsten Nenner des Spezialisten oder des Nur-Soldaten zurückzuziehen?

Neben den vielen Trendwenden, die in jüngster Zeit verkündet worden sind, muss eine weitere erwähnt werden: Soldat zu sein, ist kein Beruf wie jeder andere. Das hatte der damalige Verteidigungsminister de Maizière vor einigen Jahren in dankenswerter Deutlichkeit gesagt. Jetzt aber geht es darum, diese Feststellung – und auch den Slogan „Wir.Dienen.Deutschland.“ – positiv zu füllen. Die Bereitschaft, mit dem Leben für den Auftrag einzustehen, die Verpflichtung zu Tapferkeit und Treue (siehe Eidesformel), der Dienst an der Gemeinschaft – das alles sind Selbstverpflichtungen, die über das normale Maß moralischer Pflichten hinausgehen. Aus diesem Grund und keinem anderen entwickeln Soldaten ein eigenes Berufsethos, das über die bloße Rechtsbefolgung, Gehorsam oder Disziplin hinausweist. Um das zu verdeutlichen, werden in der Regel die militärischen Tugenden aufgeführt. Zum Soldaten gehören die Tapferkeit, die Treue, die Kameradschaft und manches andere. Im Zentrum aber steht ein Ehrverständnis, das signalisiert, was man als Soldat tut und was man nicht tut. Wie man sich verhält, auch wenn keiner zusieht. Das Berufsethos ist ein professionelles Leitbild, das uns zum Wächter unserer selbst macht. Nichts anderes ist übrigens mit dem Kerngehalt der Inneren Führung gemeint. Dazu gehören zwei weitere Bestimmungen. Dieses Ethos gründet nicht in persönlichen Loyalitätsbeziehungen (wie der unselige Eid auf Hitler), und es gilt nicht aus sich selbst. Maßstab sind Recht und Freiheit. Erst sie geben den militärischen Tugenden Rang, Einfluss und Bedeutung.

Aus dem Berufsethos bezieht der Soldat seine Würde und den Anspruch auf Wertschätzung. Aber ein Ethos ist kein Defensivinstrument

und kein Vorwand für Dauerklagen. Im Gegenteil, es ermutigt dazu, „bei der Sache zu bleiben“, die Stimme zu erheben, sich einzumischen und Übergriffigkeiten – seien sie von oben, seien sie im eigenen Umkreis – entgegenzutreten.

Die Bundeswehr als Gewaltorganisation mag (und muss) ein „Instrument der Politik“ sein. Der Soldat ist es nicht. Er ist Staatsbürger, Person, Subjekt und Partner. Wenn er dies ausschlägt, riskiert er, der Wertschätzung verlustig zu gehen. War das mit den Soldaten der Wehrmacht so gänzlich anders? Der Wegweiser durch die komplizierten und differenzierten Fragen der deutschen Militärtradition liegt in einem wachen Bewusstsein für das Ethos des eigenen Berufs. Leistungen können wir bewundern, von Fähigkeiten können wir lernen, aber militärische Vorbilder bieten mehr als das. Wie sagte doch Prinz Friedrich Karl von Preußen zu seinen Offizieren: „Herr, dazu hat Sie der König zum Stabsoffizier gemacht, dass Sie wissen müssen, wann Sie nicht zu gehorchen haben.“

Dr. Klaus Naumann, Militärhistoriker am Hamburger Institut für Sozialforschung, ist Mitglied des 14. Beirats für Innere Führung des Verteidigungsministeriums.

Foto: privat



Klaus Naumann

Foto: SZ Photo



Eigene Tradition heranbilden: Im Dezember 1955 haben die ersten Freiwilligen der Bundeswehr in Andernach ihre Ausrüstung erhalten.



Hat der Feldwebel im Auslandseinsatz das gleiche Bild von seinem Soldatsein wie der Logistikexperte oder der IT-Spezialist, der sich im Cyberraum bewegt?

Foto: Bundeswehr/Wilke

Suche nach Vorbildern

Was das Selbstverständnis ausmacht, muss auch in der Schlammzone diskutiert und verstanden werden

Von Thomas Wiegold

So viel Unsicherheit war nie. Die – teilweise lautstarke – Empörung, mit der Soldaten fast aller Dienstgradgruppen (nur von Generalen war wenig zu hören) in den vergangenen Wochen auf die öffentliche Kritik der Verteidigungsministerin an „Haltungsproblemen und Führungsschwäche“ der Truppe reagierten, hat eines klar gemacht: Die Rolle des Soldaten in der Bundesrepublik Deutschland ist nicht nur in der Gesellschaft merkwürdig verschwommen. Sie wird auch innerhalb der Bundeswehr alles andere als einheitlich wahrgenommen.

Was in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten seit Mauerfall und Ende des Warschauer Pakts, seit dem Wegfall der alten Blockkonfrontation und des Kalten Kriegs, passiert ist, scheint in seiner Gesamtheit erst in diesen Tagen in den Streitkräften angekommen zu sein. Das sind die Auslandseinsätze als Regel-Auftrag, aber auch – seit nicht einmal drei Jahren – eine Rückbesinnung auf Landes- und Bündnisverteidigung; gleichzeitig eine Reduzierung und Umorganisation von Personal und Material; dann noch die Aussetzung der Wehrpflicht. Alles Ereignisse,

die von verschiedenen Seiten am herkömmlichen Soldatenbild gezerzt haben.

Das Selbstverständnis der Truppe, so ist von außen wahrzunehmen, irrt derzeit zwischen zwei weit entfernten Polen umher: Dem herkömmlichen Verständnis von Landesverteidigung, mit

dem Bürger als geborenen Verteidiger seines Landes, und dem Mythos vom Kämpfer, der unbeirrt von politischen Entwicklungen den Waffendienst als Berufung betrachtet. Zugleich gilt das Leitbild der Inneren Führung mit dem „Staatsbürger in Uniform“ weiterhin als das Maß aller

Foto: dpa/picture alliance



Die tiefste Verunsicherung gibt es weit unterhalb der Führungsebene, eben in der sogenannten Schlammzone.



Vor meiner Zeit bei der Bundeswehr konnte ich mir eine Karriere beim Militär überhaupt nicht vorstellen. Ich hatte so viele Vorbehalte. Dann musste ich 1994 als Wehrpflichtiger zur Bundeswehr und lernte meinen ersten Spieß in Emden kennen. Dieser hat es geschafft, meine Meinung komplett umzukehren. Er zeigte mir Möglichkeiten auf und dass auch jemand wie ich bei der Bundeswehr gebraucht wird. Heute bin ich froh, dass ich dabeigeblichen bin. Kameradschaft, Loyalität, Verbindlichkeit und Verlässlichkeit

hätte ich sonst in dieser Form vermutlich niemals erfahren. Ich setze mich gerne für das Gemeinwohl ein. Unser Land ist bei allen Herausforderungen wunderbar und ich wüsste nicht, wo ich lieber leben würde. Dafür lohnt es sich zu dienen.

Natürlich habe ich mich mit Tot und Verwundung auseinandergesetzt. Ich war zwar selbst noch nicht betroffen, kenne aber einige Kameraden mit einsatzbedingten Verwundungen und traumatischen Erlebnissen sowie Hinterbliebene von gefallenen Kameraden. Deshalb gründete ich 2008 auch die Initiative www.angriff-auf-die-seele.de, um über psychische Einsatzfolgen aufzuklären und die Situation Betroffener zu verbessern. Die kleine Initiative ist heute ein gemeinnütziger Verein.

Vorbilder sind für mich Menschen mit Integrität, die sich mit ihrer Überzeugung für andere Soldaten einsetzen, auch dann, wenn es nicht leicht oder beliebt ist. Menschen, die Loyalität nicht als Einbahnstraße sehen.

Stabsfeldwebel Frank Eggen, Psychotraumazentrum der Bundeswehr

Dinge, ohne dass die Frage beantwortet wäre, was diesen uniformierten Staatsbürger heute eigentlich ausmacht – und ob oder wie weit sich der professionelle Soldat, den die heutige Bundeswehr braucht, von diesem Allgemeinheitsideal entfernt hat.

Der Umgang mit der Tradition in der Bundeswehr ist zwar nur ein Teil dessen, was derzeit die Diskussion bestimmt – aber ein wichtiger. Wenn junge Soldaten ikonische Bilder von Kämpfern der Wehrmacht an die Kasernenwand hängen oder zeichnen, ist das fast nie als Reminiszenz an die Streitkräfte eines verbrecherischen Regimes gemeint, sondern ein Ausdruck der Suche nach Vorbildern. Und da muss sich die heutige – ältere – Generation der militärischen Führer fragen lassen, ob und warum sie ihren Untergebenen in den vergangenen Jahren nicht andere Vorbilder haben

bieten können – oder warum solche Vorbilder offensichtlich nicht attraktiv genug schienen.

Problematischer ist allerdings, dass die Debatte darüber, was das Wesensmerkmal des Soldaten heute ist, von inzwischen zu vielen verschiedenen Interessen geprägt ist. Hat der IT-Spezialist, der sich im Cyberraum bewegen und, das Wort muss man an der Stelle auch mal benutzen, kämpfen soll, die gleichen Interessen und Probleme wie ein Panzergrenadier? Definiert sich der Gefreite bei den Gebirgsjägern ebenso wie der Logistikexperte? Oder auch: Hat der Feldwebel in seinem fünften Auslandseinsatz das gleiche Bild von seinem Soldatsein wie der Feldwebel, der sein Soldatenleben lang aus der Heimat diese Einsätze organisatorisch erst ermöglicht?

„Als Soldaten und mündige Bürger sind gerade wir es, die besonders authentisch die Sinnhaftigkeit unseres Dienstes und den Auftrag von Streitkräften auch nach außen vermitteln können. Das sollten wir nicht nur anderen überlassen“, schrieb Generalinspekteur Volker Wierer bereits vor fünf Jahren unter der Überschrift „Soldat sein heute“ an die Truppe. Das klingt zwar gut, ist aber bislang nicht eingelöst. Mehr noch: Über die Sinnhaftigkeit des Dienstes und den Auftrag von Streitkräften scheint es derzeit noch nicht einmal in diesen Streitkräften selbst eine zusammenhängende, auch nur halbwegs einheitliche Ansicht zu geben.

Dass eine Debatte über eine Neufassung des 35 Jahre alten Traditionserlasses begonnen hat, die übrigens der Generalinspekteur auch schon – folgenlos – vor fünf Jahren gefordert hatte, ist sinnvoll. Aber das reicht bei weitem nicht aus. Die Streitkräfte in ihrer derzeitigen tiefen Verunsicherung brauchen eine echte Debatte darüber,

wie „Soldat sein heute“ verstanden wird. In all seinen Facetten und Ausprägungen, vom Heimatbetrieb über die mittlerweile in Jahrzehnten gelernten Auslandseinsätze bis zur relativ neuen, wiederentdeckten Abschreckung an der Nordostflanke der Nato. Das wird nicht einfach, und die Debatte wird vor allem nicht nur von oben nach

Foto: Bundeswehr/Wayman



Das Selbstverständnis der Truppe bewegt sich zwischen dem herkömmlichen Verständnis von Landesverteidigung und dem Mythos vom Kämpfer. Hier ein Scharfschütze während des ISAF-Einsatzes.

unten zu führen sein. Denn die tiefste Verunsicherung gibt es weit unterhalb der Ebene des Ministeriums, der Kommandobehörden und Ämter. Was das Selbstverständnis ausmacht, muss auch in der Schlammszone diskutiert und verstanden werden.

Der Journalist **Thomas Wiegold** betreibt den sicherheitspolitischen Blog „Augen geradeaus!“.

Foto: Thomas Trutschel



Thomas Wiegold

„Die Streitkräfte in ihrer derzeitigen tiefen Verunsicherung brauchen eine echte Debatte darüber, wie „Soldat sein heute“ verstanden wird.“

THOMAS WIEGOLD

Über Korpsgeist und Kampftruppen

Eine harte und fordernde Ausbildung ist wesentlich, wenn die Soldaten in der Einsatzrealität bestehen sollen. Sie ist jedoch kein Freibrief für eine hemmungslose Entfesselung militärischer Gewalt.

Von Marcel Bohnert

Zu Beginn des Jahres ist die Bundeswehr wegen fragwürdiger Ausbildungspraktiken und martialischer Aufnahmepraktiken am Ausbildungszentrum Spezielle Operationen im baden-württembergischen Pfullendorf ins Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik geraten. Daraufhin wurden der Kommandeur und die verantwortlichen Ausbilder von ihrer Verantwortung entbunden und versetzt. Der Leiter des Referats Innere Führung im Bundesministerium der Verteidigung musste ebenfalls gehen. Fünf von sieben der Misshandlung beschuldigten Soldaten wurden fristlos aus der Bundeswehr entlassen. Nur ein Ausschnitt aus einem umfangreichen Maßnahmenpaket, das den unbedingten Willen der Bundeswehrführung unterstreicht, konsequent gegen chauvinistisches, verachtendes und demütigendes Verhalten vorzugehen. Generalmajor Walter Spindler war in Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen in Pfullendorf ebenfalls ins Visier geraten und wur-

de nun mit Bekanntwerden von Verfehlungen zweier Soldaten im thüringischen Sondershausen als Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer abgelöst.

Soldatische Härte als Konsequenz aus den bekanntgewordenen Fällen von offenkundigem Fehlverhalten per se als unnötig abzutun, ist ein gravierender Fehler.

MARCEL BOHNERT

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich die Frage, ob der Korpsgeist in der Truppe wirklich so verroht ist, wie er sich gerade öffentlich darstellt. Verbale Entgleisungen in Sondershausen wie jene, dass Unteroffizieranwärter „genetischer Abfall“ wären, der „endlich aussortiert“ werden müsse, sind ohne Zweifel aus der Zeit gefallen und haben in der Bundeswehr nichts verloren. Soldatische Härte als Konsequenz aus den bekanntgewordenen Fällen von offenkundigem Fehlverhalten per se als unnötig abzutun, ist jedoch ein gravierender Fehler.

Im Gegenteil: Ihr in der Ausbildung von Soldatinnen und Soldaten genügend Platz einzuräumen ist wesentliche Voraussetzung dafür, dass sie auch unter den Härten der Einsatzrealität bestehen können. Wenn es in den deutschen Streitkräften eine unbestrittene Lehre des Kampfeinsatzes in Afghanistan gibt, dann diese. Diejenigen, die das verkennen, sind in einem neuen Sinne ewig gestrigt. Sie haben offenbar vergessen, welchen

Patrouille der Bundeswehr in Kundus im Jahr 2011. Soldatische Härte in der Ausbildung ausreichend Platz einzuräumen, ist eine wesentliche Voraussetzung für das Bestehen in der Einsatzrealität.



Foto: SZ Photo

Es gilt, sich bewusst zu machen, dass der Grat zwischen Realitätsnähe und Schikane gerade am scharfen Ende des Berufs, dort, wo es um Leben und Tod geht, äußerst schmal sein kann.

MARCEL BOHNERT

Szenarien sich deutsche Einheiten zwischen 2006 und 2013 in den nordafghanischen Unruheprovinzen Kundus und Baghlan gegenübersehen und welchen Preis sie dafür zahlen mussten.

Kampfgemeinschaften können im Ernstfall nur dann effektiv funktionieren, wenn sie eine starke Bindung und Geschlossenheit entwickeln. Auch wenn es politisch nicht opportun klingt und mit institutionalisierten Tabus in der Außendarstellung der Bundeswehr bricht: Die Praxis zeigt eben doch, dass es Grenzen der Diversität gibt. Das ist sozialpsychologisch keine neue Erkenntnis. Und schon gar kein Freibrief für eine hemmungslose Entfesselung militärischer Gewalt. Auch in Extremsituationen müssen zivile Wertmaßstäbe in angemessenem Umfang erhalten bleiben. Es gilt aber, sich bewusst zu machen, dass der Grat zwischen Realitätsnähe und Schikane gerade am scharfen Ende des Berufs, dort, wo es um Leben und Tod geht, äußerst schmal sein kann.

Die Bundeswehr ist in dieser Grauzone hochsensibel, und es sind viele Möglichkeiten für Soldatinnen und Soldaten geschaffen worden, auf offiziellen Wegen gegen unangemessenes Verhalten vorzugehen. Neben dem möglichen Rückgriff auf die Wehrbeschwerdeordnung, Vertrauenspersonen, Militärgeistliche, das Büro des Wehrbeauftragten oder militärische Gleichstellungsbeauftragte wurde im Bundesministerium der Verteidigung die Ansprechstelle „Diskriminierung und Gewalt in der Bundeswehr“ im Stabs-Element „Chancengerechtigkeit, Vielfalt und Inklusion im Geschäftsbereich des Bundesministeriums für Verteidigung“ eingerichtet. An offiziellen internen und externen Einhebungsmechanismen fehlt es also offenkundig nicht. Mit der Grenzziehung ist es allerdings wohl doch nicht so einfach, wie es derzeit öffentlich erscheinen mag. Verurteilen lässt sich das beobachtete Verhalten leicht, den hohen Anforderungen gerecht zu werden, denen Soldatinnen und Soldaten in den dynamischen und hochkomplexen Einsatzszenarien gegenüberstehen, fällt schwerer. Es ist sehr genau zu prüfen, welche Ausbildungspraktiken, welche Traditionen und welchen Korpsgeist die deutsche Gesellschaft ihren Streitkräften noch zubilligen möchte. Die pauschale Verteufelung jeglicher Härte wäre in jedem Falle ein Fehler, der sich

Foto: Bundeswehr/Mandt



Dienst am „scharfen Ende“ des Berufs – Für Soldaten geht es durchaus um Leben und Tod. Hier: zentrale Trauerfeier für die im Februar 2011 in Afghanistan gefallenen ISAF-Soldaten Hauptfeldwebel Georg Missulia, Stabsgefreiter Konstantin Alexander Menz und Hauptgefreiter Georg Kurat.

in den wieder zunehmenden Auslandseinsätzen unserer Soldatinnen und Soldaten bitter rächen wird.

An der Notwendigkeit harter und fordernder Ausbildung ließ im Übrigen auch der geistige Vater der Inneren Führung, Wolf Graf von Baudissin, keinerlei Zweifel. Sie war nach seinem Verständnis unabdingbare Voraussetzung für eine glaubhafte Abschreckung im Sinne des Grundsatzes „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“. Als Brigadekommandeur der Panzerbrigade 4 in Göttingen zeigte sich, dass er diese Ideen auch rigoros in die Praxis umsetzte und einer realitätsnahen Ausbildung eine hohe Bedeutung zugemessen hat. In den Debatten der vergangenen Wochen wurde immer wieder der Bezug zu Baudissins Prämissen gesucht, oft auch ohne dass ein ausreichendes Verständnis seiner komplexen Führungstheorie vorhanden gewesen wäre. Dass Innere Führung weitaus mehr umfasst als zeitge-

mäße Menschenführung und den respektvollen Umgang mit unterstelltem Personal, blieb dabei häufig unerwähnt. Die Konzeption definiert beispielsweise auch die politische Mitverantwortung von Militärs und fordert, daraus abgeleitet, eine kritische Loyalität gegenüber der politischen Leitung ein. Der richtig verstandene Primat der Politik gebietet, dass militärische Führer als Experten ihres Faches wichtiger Teil der mit Streitkräften in Zusammenhang stehenden politischen Entscheidungsprozesse sind und auf Augenhöhe beraten. Höhere Stellen müssen ihrerseits nachdrücklich eine offene und ungeschönte Berichterstattung einfordern. Angesichts der schwierigen Verfasstheit der Bundeswehr lassen sich die

ausbleibenden öffentlichen Wortmeldungen von Spitzenmilitärs unter diesen Gesichtspunkten ganz sicher kritisch diskutieren. Denjenigen, die die Innere Führung derzeit ununterbrochen als Beruhigungspille gegenüber der aufgeschreckten Öffentlichkeit nutzen und ihre uneingeschränkte Beachtung einfordern, wäre in jedem Falle ein vertiefter Blick in Baudissins umfangreiches Werk zu empfehlen.

Major Marcel Bohnert ist Teilnehmer des Generalstabslehrgangs an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. 2011 führte er sechs Monate lang eine Kampfseinheit in Afghanistan.

Der Artikel erschien am 29. April 2017 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.



Foto: Bundeswehr/Twarcy

Viele Soldaten stellen eine veränderte Wahrnehmung der Bundeswehr in ihrem sozialen Umfeld fest. Das Vertrauen der Bevölkerung ist gesunken.

Das Entstehen einer Misstrauenskultur

Der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestags, Hans-Peter Bartels, im Interview zur Krise der Bundeswehr, zur Verantwortung der Politik und zum Vertrauen der Soldaten in ihre Führung

Die Bundeswehr: *Verschiedene Verfehlungen in der Bundeswehr, ein bedingt guter Umgang damit, führte die Bundeswehr in eine Krise. Worauf kommt es nach Ihrer Auffassung nun an?*

Hans-Peter Bartels: Die Kommunikation war nicht immer gut. Es gibt Vorfälle, die geahndet werden müssen. Das ist klar. Aber dass der Eindruck entstehen konnte, die ganze Bundeswehr habe ein Führungs- und Haltungsproblem, geht

an die berufliche Identität vieler Soldatinnen und Soldaten. Klar, dass die Ministerin das so nicht wirklich meint. Aber der Imageschaden ist da. Und der Vertrauensschaden auch.

Viele öffentliche Statements der Ministerin erfolgten noch während laufender Ermittlungen, ohne weitere Hintergründe zu erläutern. Haben Sie mittlerweile ein vollständiges Bild oder sind zu den Vorfällen von Pfullendorf bis Illkirch noch Fragen offen?

Das sind ja doch ganz unterschiedliche Dinge. Womit wollte man das bizarre Doppelleben eines mutmaßlichen rechtsextremen Kriminellen als Asylbewerber und Offizier in der Bundeswehr vergleichen? Was den Komplex Pfullendorf angeht, gibt es inzwischen drei unterschiedliche Berichte – einen vom Heeres-Ausbildungskommando, einen vom BMVg an den Verteidigungsausschuss und einen von der Staatsanwaltschaft. Alle beziehen sich wohl auf die gleichen Protokolle der Zeugenvernehmungen. Was fehlt,

ist eine abschließende offizielle Sachverhaltsdarstellung samt Bewertung vom Ministerium. Die muss dann endlich Klarheit schaffen, was war und was nicht war.

Die Truppe hat viel Vertrauen in die Ministeriumsspitze verloren. Wie kann das nach Ihrer Auffassung, wenn überhaupt, zurückgewonnen werden?

Durch Klarheit und bessere Kommunikation. Führung ohne wechselseitiges Vertrauen kann nicht gut gehen. Ich habe den Eindruck, die Ministerin sucht jetzt sehr gezielt das Gespräch mit Soldatinnen und Soldaten. Schwierig, aber notwendig.

Auch das Vertrauensverhältnis seitens der Bevölkerung sackte um zehn Prozent gemäß ARD-Deutschland Trend ab. Meinen Sie, der Schaden in der Öffentlichkeit ist irreparabel?

Nichts ist irreparabel. Aber es stimmt schon: Viele Soldaten und ihre Familien stellen eine veränderte Wahrnehmung der Bundeswehr in ihrem sozialen Umfeld fest, und zwar keine positive. Das belastet. Da muss auch die Führung gegenhalten, aktiv.

„Wir haben heute die demokratischste Armee, die Deutschland je hatte. Das ist ein Glück!“

HANS-PETER BARTELS

Registrieren Sie eine Zunahme an Eingaben im Zusammenhang mit den aktuellen Vorkommnissen?

In Eingaben und vielen Gesprächen wird das Entstehen einer Misstrauenskultur beklagt. Ein spezielles Thema ist dabei die Durchsuchungsaktion in den 1600 Bundeswehrliegenschaften, bei der es wohl auch zu Grenzüberschreitungen gekommen ist. Wir gehen dem von Amts wegen nach.

Welche Aufgabe verorten Sie aktuell bei der militärischen Führung? Worauf sollte es dieser ankommen?

Vertrauen reparieren, so gut es geht. Und natürlich nach vorne schauen. Ein neuer Traditionserlass scheint mir durchaus sinnvoll, 35 Jahre nach dem Erlass von 1982 – seitdem ist unendlich viel geschehen, und auch die Geschichtsaufarbeitung ist heute viel weiter.

Wie sehen Sie die Bundeswehr im Vergleich mit anderen Armeen? Ist die Bundeswehr so schlecht, wie sie teilweise medial dargestellt wird?

Wir haben heute die demokratischste Armee, die Deutschland je hatte. Das ist ein Glück! Und sie hat ein breiteres Aufgabenspektrum zu bewältigen als je zuvor: 13 mandatierte Auslandseinsätze plus Beiträge zur kollektiven Verteidigung in Europa: in Litauen, Estland, Lettland und Polen. Da bewährt sie sich als erstklassiger Bündnispartner. Aber Vorsicht: Es fehlt an Material, es fehlt an Personal. Viele Soldaten sind inzwischen am Limit.

Anfang Juni wurde Ihr letzter Bericht im Bundestag debattiert. Haben Sie den Eindruck, dass Ihre Berichte gelesen und ausreichend berücksichtigt werden?

Absolut. Die Berichte wirken. Das liegt auch daran, dass jetzt wieder Aufbau, Zuwachs und



Foto: SZ Photo

Führung kann nur bei gegenseitigem Vertrauen funktionieren. Klarheit und bessere Kommunikation sind dafür Voraussetzung.

Verbesserung gefragt sind – nach zweieinhalb Jahrzehnten des Schrumpfens. Deshalb versuche ich, die vielen persönlichen Eingaben und die Hinweise aus der Truppe für konstruktive Kritik und Vorschläge zu nutzen. Viele sehen das als hilfreich an.

Sind sich alle Abgeordneten ihrer Verantwortung für die Parlamentsarmee bewusst?

Für „alle“ kann nie jemand die Hand ins Feuer legen. Doch bei der ganz überwiegenden Mehrheit bin ich sehr sicher – von vielen weiß ich es –, dass sie sich eigene Gedanken vor einer Mandatsentscheidung machen. Und dass der Bundestag die Initiative ergreift und von sich aus Haushaltsmittel für zusätzliche Schiffe unserer gebeutelten Marine bereitstellt, das ist doch ein bemerkenswertes Signal.

Werden die Abgeordneten dieser Verantwortung auch gerecht?

Ja. Die großen politischen Kräfte haben übrigens längst signalisiert: Die Bundeswehr muss personell und materiell besser ausgestattet werden. Sie muss bekommen, was sie für ihre erweiterten Aufgaben heute und morgen braucht. Das wird am Geld nicht scheitern.



Als junger Mann wollte ich zu den Feldjägern. Die deutsche Militärpolizei versprach so ziemlich genau das, was ich mir von einer aufregenden beruflichen Zukunft wünschte. Ich lernte dort viel, auch über mich selbst. Vor allem die sechs Monate Kfor hinterließen einen bleibenden Eindruck. Denn dort lernte ich, was Verantwortung bedeutet und wie wichtig es ist, anderen zu helfen. Dass Sicherheit ein Luxus ist, den wir zu leicht als selbstverständlich erachten. Allerdings auch, dass es zu wenige Menschen gibt, die bereit sind, sich für diese Sicherheit einzusetzen, aber zu viele, die sich über die Existenz genau dieser Männer und Frauen aufregen oder

sie gar als überflüssig erachten.

Dieser Gedanke beschäftigte mich die folgenden 14 Jahre in meiner zivilen beruflichen Laufbahn so sehr, dass ich immer stärker den Wunsch verspürte, diese Art der Sinnhaftigkeit für mich wiederzugewinnen. Deswegen nahm ich den Rat eines guten Freundes, selbst Berufssoldat und damit auch ein Vorbild für mich, an und wurde Wiedereinsteller.

Seitdem hat sich viel auf der Welt getan und sie ist auch nicht unbedingt ein sicherer Ort geworden. Doch ich hatte mehr als genug Zeit, mich mit den Risiken als lebenserfahrener Mensch auseinanderzusetzen und bin gewillt, mich ihnen jederzeit wieder auszusetzen, wenn nötig. Weil es für mich das Richtige ist.

**Feldwebel Mark Fechner,
Zentrum für Verifikationsaufgaben der Bundeswehr**



Hans-Peter
Bartels



Foto: DAVIDS/Filmarchiv Wuppitsch

Szene aus dem Spielfilm „Saving Private Ryan“: Für den Schauspieler und Reservisten Gregor Weber ist in dem Hollywoodstreifen das „Bestmögliche, was Soldat sein bedeutet und das Äußerste, was es fordern kann“ emotional aufbereitet.

Saving Private Schmitz – wie wir die Bundeswehr umarmen sollten

Von Gregor Weber

Ein Soldatenfriedhof am Strand der Normandie. Sonnenschein, viele Besucher. Stars and Stripes wehen majestätisch im Wind, daneben die Flagge Frankreichs. Ein alter Mann geht unsicher über das Gras, durch endlose Reihen weißer Steinkreuze und Davidssterne, in einigen Metern Abstand offenbar seine Familie. Vor einem Kreuz bleibt er stehen, muss, von überwältigender Regung erschüttert, in die Knie, hält sich weinend am Kreuz fest.

So beginnt und endet der Film „Saving Private Ryan“. Dazwischen entfaltet sich die Geschichte der Rettung dieses Mannes als junger Fallschirmjäger bei der Befreiung Frankreichs. Ein Trupp Ranger hat alles riskiert und das meiste verloren, um ihn zu finden. Der Führer des Trupps, Captain Miller, sagt am Ende sterbend zu dem jun-

gen Ryan: „Earn this. Earn it!“ – verdien dir diese Rettung. Und Ryan, jetzt ein alter Mann, fragt, fast bittend wie ein Kind, seine Frau, ob er ein gutes Leben geführt hat.

In diesen wenigen Ausschnitten liegt – hoch emotional aufbereitet – das Bestmögliche, was Soldat sein bedeutet und das Äußerste, was es fordern kann. Die Verpflichtung, dem Ruf der eigenen Nation in der Not zu folgen. Der Wille, einer anderen Nation im Kampf um die Freiheit beizustehen. Die Bereitschaft, für einen unbekannten Kameraden das Leben zu wagen. Kämpfen und dabei anständig bleiben. Den Tod anderer nicht achselzuckend hinzunehmen, sondern daraus ein Ethos fürs eigene Weiterleben abzuleiten. Die Gefallenen nicht vergessen. Dankbar sein für das eigene Leben und die eigene Freiheit. Die Anerkennung dessen, was der Soldat im Krieg erduldet

und geleistet hat durch Familie und Gesellschaft.

Als Deutscher sieht man solche Filme mit gemischten Gefühlen. Denn es sind selbstverständlich und wahrheitsgemäß nie deutsche Soldaten, die auf der Leinwand Unfassbares erleben, um am Ende, seien sie auch noch so beschädigt und erschüttert, als Helden dazustehen, weil alles, was sie erlitten und taten, zu einem höheren Zweck geschah. Dass viele Soldaten der Wehrmacht ihren eigenen Kriegsdienst wohl nicht anders in der Rückschau beurteilten als alliierte Kämpfer, ändert auch nichts daran, dass der Zweck, zu dem sie auf die Schlachtfelder geschickt wurden, durch und durch böse und menschenverachtend war. Da ist ein Riss. Eine Schlucht. Ein Trauma.

Das Selbstbild gebot dem Einzelnen, sich trotz der verbrecherischen Motive des Nazi-Staats letztlich als treuen Verteidiger des eigenen Landes

zu sehen, der unter der Androhung, selbst an die Wand gestellt zu werden, zum notgedrungenen Werkzeug des Terrors geworden war. Der sogenannte Befehlsnotstand musste als Rechtfertigung erhalten und infizierte jeden Versuch der ehrlichen Aufarbeitung.

Gegen diese Infektion wurde die Bundeswehr von Geburt an geimpft. Das Mittel heißt „Innere Führung“ und besteht aus mehreren Ingredienzen. Der Integration in Staat und Gesellschaft, dem Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, der Legitimation des Auftrags, den Grenzen von Befehl und Gehorsam und dem Prinzip des Führens mit Auftrag kommt von diesen Zutaten für die Beurteilung der derzeitigen Lage der Bundeswehr wohl die größte Bedeutung zu.

Kurz gefasst bedeuten sie, dass jeder Soldat der Bundeswehr immer auch voll berechtigter Bürger bleibt und so Teil der Gesellschaft, und dass er auf seiner Ebene Entscheidungen immer selbst verantwortet. Ob Gefreiter oder General, ein Soldat der Bundeswehr muss Befehle und Aufträge auf ihre Rechtmäßigkeit überprüfen und unrechtmäßige Befehle verweigern. Jeder Soldat dieser neuen Armee sollte die Demokratie und

Foto: Bundeswehr/Koch



Bundeswehrsoldaten wurden schon immer für den Kampf ausgebildet – auf dem Bild eine Übung von Kampffrettern in Masar-e-Sharif im Jahr 2016. Tod und Verwundung sind allerdings erst seit dem Einsatz in Afghanistan zur Realität geworden.

Als die Wehrpflichtigen aus den Kasernen verschwanden, geriet der Austausch zwischen Armee und Bevölkerung ernstlich ins Stocken.

GREGOR WEBER

ihre Werte als untrennbaren Teil seiner Nation begreifen, als das, wofür er im Ernstfall kämpft. Um das lebendig zu halten, darf man ihm auch in Uniform niemals den vollen Schutz dieser Freiheiten und die Rechte des Bürgers einer Demokratie nehmen. Freier unter Freien, eingebunden in eine Hierarchie zwar und in ein System, das nur durch Befehl und Gehorsam funktionieren kann, ihm aber – durch das Prinzip „Führen mit Auftrag“ – die volle Verantwortung für erhaltene Aufträge überträgt und ihm zutraut, stets die Absicht seiner Führung zu begreifen und seine Auftragsbefehle in deren Sinne selbstständig zu planen und anzugehen. Das würde er endlich sein. Der deutsche Captain Miller, der deutsche Private Ryan.

Als ich mich 1987 entgegen der vorherrschenden Haltung in meinem gesamten Freundeskreis entschloss, zur Bundeswehr zu gehen, hatte das sehr viel mit diesen Prinzipien zu tun, ohne dass ich diese damals wirklich gekannt hätte. Ein Lehrer für Religion, Geschichte und Politik, der mich im Gymnasium sehr geprägt hat, hatte mir – obwohl selbst Pazifist – in einem Gespräch ge-

raten, diesen Schritt zu gehen, weil wir diese Armee doch nicht nur den Konservativen überlassen könnten. Das sei zum ersten Mal in der deutschen Geschichte eine Armee, die aus den richtigen Gründen existiere und die uns alle repräsentiere. Deswegen sei es wichtig, dass auch junge Männer mit meinen politischen Einstellungen in ihr dienen würden, sonst würde es irgendwann vielleicht kippen.

Die Grundausbildung war kein Spaziergang, aber auch weit entfernt von irgendeiner Hölle. Wenn mir etwas gegen den Strich ging, las ich, was dazu im Soldatengesetz stand und vertrat dann meinen Standpunkt. Mein Gruppenführer war nicht die hellste Kerze auf der Torte und im einzigen Suff, den er sich je mit uns erlaubte, sondern er rassistische Sprüche ab, woraufhin ihm Eiseskälte seiner Untergebenen entgegenschlug und er recht flott das Mannschaftsheim verließ. Vielleicht hatte ich Glück. Es gab und gibt immer auch Schleifereien bei der Bundeswehr. Es gab und gibt Verletzte und Tote. Gebrochene Menschen. Es gab und gibt Rechtsextremisten.

Es ist eine Binsenweisheit, dass Dienst in der Bundeswehr Menschen mit rechtsextremen Einstellungen anzieht. Es ist aber auch eine Tatsache, dass in aller Regel nichts so zuverlässig zu disziplinarischen Maßnahmen bis hin zur Entlassung führt, wie das Auffälligwerden solcher Einstellungen. Die Innere Führung, die fortwährende Sensibilisierung in der Vorgesetztenausbildung, die drastischen Veränderungen in der Bundeswehr von den Auslandseinsätzen über die Öffnung aller Laufbahnen auch für Frauen bis hin zur Aussetzung der Wehrpflicht, die von der Bundeswehr immer wieder Aufmerksamkeit nach innen, Wandel, Anpassung an neue Gegebenheiten fordern – das alles steigert die Wachsamkeit, kostet aber auch Kraft.

Und die Soldaten dieser Bundeswehr mussten sich seit 1991 in atemberaubendem Tempo in ihrer militärischen Verfasstheit mehrfach um die eigene Achse drehen. Von der Massenarmee des Kalten Kriegs in eine kleinere professionelle Einsatztruppe. Und damit vom theoretischen Krieg hin zum tatsächlichen. Neben dem Erlernen und Trainieren militärischen Handwerks geriet durch die sich intensivierende Bedrohungslage in Af-

Foto: privat



Hauptfeldwebel d.R. Gregor Weber ist Autor und Schauspieler. Unter anderem spielte er zehn Jahre lang Kommissar Stefan Deininger im saarländischen „Tatort“. Nach dem Wehrdienst bei der Marine wechselte er in der Reserve zum Heer und leistet dort seit gut zehn Jahren regelmäßig Dienst als Pressefeldwebel in der Gebirgs- und Fallschirmjägertruppe. In dieser Funktion war er 2013 auch im ISAF-Einsatz in Kundus.



Bundeswehr/Detmar Modes

„Die Grundausbildung war kein Spaziergang, aber auch weit entfernt von irgendeiner Hölle. Wenn mir etwas gegen den Strich ging, las ich, was dazu im Soldatengesetz stand und vertrat dann meinen Standpunkt“, sagt Gregor Weber.

ghanistan eine andere, komplexere Anforderung in den Fokus: Die Definierung und Heranbildung eines Ethos des Kämpfers, aber aus dem Prinzip der Inneren Führung heraus und zu den Prinzipien einer freiheitlichen Demokratie passend.

Damit tut sich die Bundeswehr enorm schwer, unter anderem, weil sie fürchtet, dieses Ethos in unserer Friedensgesellschaft am Ende dem Bürger nicht vermitteln zu können. Dass dann an vielen Stellen ein fehlendes Leitbild mit plumpem Machismo ersetzt wurde, hatte fatale Folgen für das innere Gefüge. Exzesse in der Ausbildung, sinnlose Härte, die nichts mit notwendiger Herausbildung von Durchhalte- und Leidensfähigkeit zu tun hat, alltägliches Mobbing und immer wieder auftretender Sexismus haben sowohl mit einem fehlgeleiteten Männer- und Kämpferbild zu tun als auch mit nicht ausreichender Führung und Leitung.

Natürlich wurde bei der Bundeswehr immer auch zum Kämpfen ausgebildet. Aber es ist etwas anderes, wenn nach der Ausbildung dann tatsächlich geschossen wird, getötet und gestorben. Wenn Soldaten verwundet an Körper oder Seele zurückkehren. Wenn die Gründe, weswegen Soldaten in Einsätze geschickt werden, sich fundamental von den gewohnten Erklärungsmustern für die Existenz der Bundeswehr unterscheiden. Wenn klar wird, dass sich viele Bürger nicht mehr selbstverständlich mit diesen neuen Erklärungen identifizieren können und ihre allgemeine Ablehnung weltweiter militärischer Engagements

„Es ist eine Binse, dass Dienst in der Bundeswehr Menschen mit rechtsextremen Einstellungen anzieht. Es ist aber auch eine Tatsache, dass in aller Regel nichts so zuverlässig zu disziplinarischen Maßnahmen bis hin zur Entlassung führt, wie das Auffälligwerden solcher Einstellungen.“

GREGOR WEBER

als Ablehnung ihrer selbst bei den Soldaten ankommt. Als dann auch noch die Wehrpflichtigen aus den Kasernen verschwanden, geriet der Austausch zwischen Armee und Bevölkerung ernstlich ins Stocken.

Richtig schwierig wurde es aber mit dem Selbstverständnis deutscher Soldaten, als sich vor allem anhand des Afghanistan-Einsatzes zeigte, dass verantwortliche Politiker der kritischen Bevölkerung eine Sicht der Lage und der nötigen Schritte vermittelten, die viele Soldaten nicht in Einklang mit ihrer persönlichen Erfahrung im Einsatz brachten, von der sie aber das Gefühl hatten, sie passe Politik und Gesellschaft so gut in den Kram, dass die Sicht der Soldaten keine Rolle im öffentlichen Diskurs mehr spielen dürfe.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt – so habe ich das jedenfalls wahrgenommen – lavierten sich manche Soldaten innerlich in eine Haltung, die

der Generation Wehrmacht ähnelte. Dass eine solche Haltung eher kindischen Trotz ausdrückt als einen förderlichen Austausch anzustoßen, kam und kommt diesen Soldaten eher nicht in den Sinn. Und ich fürchte, der eine oder andere unter ihnen hampelt aus genau diesem Trotz gerne mit Wehrmachtshelmen und Schmeißer-MPs herum.

Wenn sich dieser Trotz über Jahre und Karrieren durch die Führungsebenen zu ziehen beginnt, kann er zur ernsthaften Gefahr werden. Ich glaube keinesfalls, dass die Bundeswehr ein Rechtsextremismusproblem hat, das wesentlich über dem der Gesamtgesellschaft liegt. Auch ein Franco A. samt möglichen Mitverschwörern, so unerträglich und vollständig inakzeptabel die vermutlichen Tatbestände für die Bundeswehr auch sind, ändert nicht die Statistik.

Aber die Bundeswehr hat meiner Ansicht nach ein Problem mit Trotz, Rückzug aus dem gesellschaftlichen Diskurs und mit fehlender durchgreifender Führung auf vielen Ebenen. Letzteres hängt auch mit der Konstruktion der Karrieren von Berufsoffizieren zusammen. Wer Führungskräfte alle zwei, drei Jahre quer durch die Republik versetzt und ehrgeizigem Personal früh klar macht, dass

schon die geringsten Fehler zu massiven Karriereknicks führen können, der darf sich nicht wundern, wenn ein Klima entsteht, in dem Soldaten vorausseilend nach oben melden, es sei schon alles in Ordnung. Was dann wiederum dazu führt, dass von oben, wo eigentlich klar ist, dass nicht immer alles so in Ordnung ist, wie man sich das herbeibefiehlt, dann große Überraschung demonstriert werden muss, wenn ein Sumpf sich zeigt.

Dass in einer Organisation mit gut 170 000 Mitgliedern nicht immer und zu jeder Zeit alles gut sein kann, wird jeder vernünftiger Mensch einsehen. Und an dem, was in den letzten Wochen und Monaten an die Oberfläche kam, gibt es nichts zu beschönigen,

sondern nur Ermittlungsergebnisse und Urteile abzuwarten sowie klare Konsequenzen durch die Bundeswehr zu zeigen. Rechtsextremismus, Mobbing, Sexismus und unnötige Härte haben in der Bundeswehr nichts zu suchen. Das weiß die Bundeswehr selbst sehr gut, denn die allermeisten Soldaten dieser Armee wollen nur eines: Die Soldaten dieses Landes, seiner Institutionen und seiner Bevölkerung sein, weil jeder Soldat dieser Armee Teil davon ist.

Und wir alle können der Bundeswehr dabei helfen. Indem wir ihr zeigen, dass wir sie in unserer Mitte brauchen und wünschen. Sie ist unser aller Armee. Wir können sie formen. Wenn wir Bürger finden, es gibt in ihr zu viele Soldaten von der falschen Sorte, dann ist es an uns, dafür zu sorgen, dass mehr von der richtigen Sorte in ihr dienen. Retten wir Private Schmitz.

Die Bundeswehr: Welche Motivation bewegt nach Ihrer Beobachtung Soldaten, sich in Gefahr für Leib und Leben zu begeben und unter Umständen sogar das „Töten-Müssen“ in Kauf zu nehmen?

Michael Rohde: In meiner Tätigkeit in der Militärseelsorge habe ich bisher keine Soldatin und keinen Soldaten kennengelernt, der aus Lust an der Ausübung von Gewalt seinen verantwortungsreichen Beruf ergriffen hat beziehungsweise dem die Anwendung von Gewalt leichtfällt oder sogar Spaß macht. Im Gegenteil erlebe ich viele sehr reflektierte Soldatinnen und Soldaten, die die Anwendung von Gewalt – gerade auch in der Vorbereitung auf Auslandseinsätze – für sich und



Militärseelsorger begleiten Soldaten der Bundeswehr in den Einsatz. Dort feiern sie die Heilige Messe, spenden Sakramente, nehmen Anteil an Sorgen, Nöten und Konflikten.

„Mein Wertesystem hat sich verschoben“

Militärdekan Michael Rohde, Leiter des Evangelischen Militärpfarramts Hamburg I, geht als Militärseelsorger mit der Bundeswehr in den Einsatz. Er wünscht sich mehr Respekt vor dem Dienst der Soldaten.

ihre Kameradinnen und Kameraden immer als „Ultima Ratio“, als letzte, anzuwendende Möglichkeit ansehen, nachdem alle anderen Methoden intensiv versucht wurden und dann gescheitert sind.

Haben Sie den Eindruck, dass den Soldaten Halt und Orientierung für die Extremsituation des Kampfes fehlen?

Wichtig ist meiner Einschätzung nach eine offene und klare Vorbereitung auch gerade auf die psychischen Herausforderungen, die im Einsatz auf die Soldatinnen und Soldaten zukommen können. Dazu gehört, sich auch intensiv mit dem Thema „Töten“ und auch „Getötetwerden“ auseinanderzusetzen. Dazu ist es nötig, diese Worte auch zu gebrauchen und nicht durch Euphemismen wie „ein Ziel bekämpfen“ zu ersetzen und damit zu bagatelisieren.

Hat sich aus Ihrer Sicht das Berufsethos nach den schweren Kämpfen in Afghanistan 2009/2010 verändert?

Ich kann hier für mich persönlich sprechen. Nach den zum Teil sehr heftigen Kämpfen und Erlebnissen von Gewalt und Tod in meinem Afghanistan-Einsatz 2010/2011 habe ich die Herausforderungen, vor denen Soldatinnen und Soldaten stehen, ganz anders zu bewerten gelernt. Dieser Einsatz hat auch mich verändert. Mein Wertesystem hat sich verschoben und mir ist immer deutlicher geworden, wie sehr wir als Gesellschaft sehr genau darauf achten müssen, in welche Auslandseinsätze wir unsere Soldatinnen und Soldaten schicken. Daraus resultiert für mich persönlich auch die Konsequenz, dass ich bereit bin, die Soldatinnen und Soldaten als Militärseelsorger in die Einsätze zu begleiten, in die sie von unserem Parlament geschickt werden, egal wie ich persönlich zu einer Sinnhaftigkeit stehe. Meine Aufgabe ist es, mich um die Soldatinnen und Soldaten zu kümmern und nicht, die Einsätze zu begründen oder zu befürworten.

Gibt es eine Lücke zwischen der Lebenswirklichkeit der Einsatzsoldaten und der unserer Wohlstandsgesellschaft? Wenn ja, wie groß ist sie?

Lücken entstehen häufig in den Rückkehrphasen. Die Lebenswirklichkeit und die zum Teil sehr verstörenden Bilder aus den Einsätzen müssen mit den Bildern und Eindrücken in Deutschland wieder synchronisiert werden. Häufig gelingt das nur schwer. Häufig verbleibt eine Lücke. Wenn diese Lücke zwischen den beiden Bezugsrahmen auch nach einer angemessenen Ankommenszeit zu groß bleibt, ist unbedingte Orientierungshilfe

von außen und zum Teil auch eine Psychotherapie nötig, damit an diesen Erfahrungen nicht das gesamte Sozialsystem zerbricht. In meiner Arbeit mit psychotraumatisierten Soldatinnen und Soldaten merke ich, wie wichtig die Kommunikation und das Bemühen um einen gemeinsamen Weg innerhalb der Familien sind. Geduld und Interesse, auch von Freundinnen und Freunden, Bekannten und Nachbarn, können dabei helfen.

Was könnte man aus Ihrer Sicht tun, um eventuelle Defizite anzugehen?

Ich wünsche mir häufig mehr Respekt vor dem Dienst der Soldatinnen und Soldaten. Bei aller dringend notwendigen kritischen Distanz, zum Teil auch bei allem berechtigten Unverständnis auch aus religiösen Erwägungen, ist es meiner Einschätzung nach wichtig, sich während der Einsätze und vor allem auch nach der Rückkehr um die MENSCHEN zu kümmern und sie nicht wegen ihres Dienstes zu ignorieren oder sogar zu diskreditieren.

„In meiner Tätigkeit in der Militärseelsorge habe ich bisher keine Soldatin und keinen Soldaten kennengelernt, dem die Anwendung von Gewalt leichtfällt oder sogar Spaß macht.“

MICHAEL ROHDE



Militärdekan Michael Rohde war mit dem 24. und 31. ISAF-Kontingent in Masar-e-Sharif und mit dem 11. Kontingent EUTM in Mali.

„Tradition lässt sich nicht verordnen“

Kaum jemand befasste sich intensiver mit der Führungskultur in der Bundeswehr als er: Generalmajor a.D. Hans-Christian Beck war sechs Jahre lang Kommandeur des Zentrums Innere Führung und vier Jahre Kommandeur der Führungsakademie der Bundeswehr. „Die Bundeswehr“ befragte ihn zu den Vorfällen der vergangenen Wochen und zum Berufsbild des Soldaten.

„*Unaufrichtig sind diejenigen, die behaupten, bereits alle Antworten gefunden zu haben.*“

GENERALMAJOR A.D. HANS-CHRISTIAN BECK

Die Bundeswehr: Haben die Schlagzeilen der vergangenen Wochen und die Affäre um Oberleutnant Franco A. Sie überrascht?

Generalmajor a.D. Hans-Christian Beck: Der äußerst dramatische Vorfall um Oberleutnant Franco A. und seiner Komplizen in der Verbindung von rechtsradikalem Denken, Diebstahl von Munition und der Identitätsverschleierung zur Vorbereitung terroristischer Verbrechen haben mich in der Tat überrascht.

Parallel dazu im gleichen Zeitraum begangene Dienstvergehen Einzelner, die Schlagzeilen machten, sind von dieser Affäre streng zu trennen. Sie sind durch die Disziplinarvorgesehen der jeweiligen Führungsebenen in kluger Anwendung der Wehrdisziplinarordnung und des Wehrstrafgesetzes streng zu ahnden bis gegebenenfalls hin zur Entfernung aus dem Dienst.

Was könnte aus Ihrer Sicht schiefgelaufen sein bei der Ausbildung und vor allem bei der Wertevermittlung?

Es muss nicht immer etwas in der Ausbildung schiefgelaufen sein. Infolge permanenter Umstrukturierungen, Standortverlegungen, neuartiger Auslandseinsätze, Streichung von Planstellen in den Referaten des Ministeriums, an Ausbildungseinrichtungen und Schulen, die mit der Führungskultur und -philosophie „Innere Führung“ zu tun hatten, bleibt Vieles auf der Strecke wie zum Beispiel auch „Historische und Politische Bildung“, wie auch die Vermittlung von Werten. Erhält das Lehrpersonal die entsprechende Schulung oder lehrt es durch Hand-

auflegen? Wir denken zu sehr in Strukturen, Organisationsformen, technischen Vorgängen – die Streitkräfte bestehen aber aus Menschen!

Werte lassen sich nur schwer im Unterricht vermitteln. Vielmehr gilt es, sie glaubhaft in täglichen Dienstbetrieb vorzuleben.

An der Führungsakademie werden die militärischen Spitzenkräfte von morgen ausgebildet. Welcher Aspekt war für Sie als früherer Kommandeur der wichtigste unter den Inhalten, die Sie vermittelt haben?

Ein Berufsbild zu vermitteln und vorzuleben, in dem sich alle Stabsoffiziere unabhängig von Teilstreitkraft, Funktion und Aufgaben wiederfinden können, bestehend aus den entscheidenden fünf Inhalten: Ethik und Moral, Professionalität, Bildung, Menschenbild mit Menschenführung, Weltoffenheit.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die Vermittlung dieses Berufsbildes auch das Bestreben aller Kommandeure war und ist.

Welche Rolle spielt die Vermittlung von Tradition in der Ausbildung?

Die Vermittlung von Tradition und die Traditionspflege ist vor allem die Aufgabe der Kommandeure und Einheitsführer. Sie sind ebenso verantwortlich für „Politische und Historische Bildung“ und dafür, dass sich ihre Soldatinnen und Soldaten mit der Geschichte beschäftigen und ihr Bewusstsein schärfen, welche Einstellungen, Haltungen und Taten als beispielgebend betrachtet werden können.

Tradition lässt sich aber nicht ver-



Foto: dpa

Soldaten an der Führungsakademie erwarten eine Rede von Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (Archivfoto).

Charakterstarke Persönlichkeiten,
die in Krisensituationen und unter
psychischem sowie physischem
Druck überzeugen: Auszeichnung der
Besatzung der Korvette „Erfurt“ mit
Einsatzmedaillen im Jahr 2016.

Foto: Bundeswehr/Wilke



ordnen, sie muss sich bilden und es gilt, sie mit Klugheit und Verstand zu gestalten.

Von Anfang an gab es zwei Anknüpfungspunkte für unsere Streitkräfte: die „Preußischen Reformen von 1808/1818“ und den „Widerstand vom 20. Juli 1944“. Nach über 60 Jahren des Bestehens der Bundeswehr hat sich eine eigene Tradition entwickelt. Hier halte ich es mit Theodor Fontane: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.“

Die Lehrgangsteilnehmer an der FüAk sind bereits berufserfahren und zählen zu den Leistungsbesten. Was treibt diese Soldaten Ihrer Meinung nach an, auch die nächsten Karriere-schritte zu tun?

Der Offizierberuf ist ein Karriereberuf. Die Leistungsbesten wissen, dass herausfordernde Verwendungen auf sie warten, wie etwa in der Truppe und in nationalen und multinationalen Stäben, im Ministerium und in vielen Verwendungen im Ausland. Sie zeichnen sich durch hohe Leistungsbereitschaft aus, Ehrgeiz, Fleiß, Leidenschaft und Neugierde; sie wollen Verantwortung tragen und melden ihren Führungsanspruch an. Den Wandel, den Zweifel, das Widersprüchliche, Risiken und Unsicherheiten begreifen sie als Chance und wesentliche Leistung, Streitkräfte elastisch zu halten, rasch veränderungsfähig und geistig wendig für den permanenten Wandel.

Im erweiterten Aufgabenspektrum der Streitkräfte, in Einsätzen in Krisen- und Konfliktgebieten finden sie Bewährung und Bestätigung und nehmen ihre Aufgaben unter hohen persönlichen Belastungen auf sich. Sie wissen, dass der Dienstherr viel in sie investiert, sich aber im Laufe der Zeit alles wieder zurückholt.

Hatten Sie den Eindruck, dass alle Lehrgangsteilnehmer das gleiche berufliche Selbstverständnis hatten oder gab es da Unterschiede?

Es gilt zu unterscheiden zwischen Berufsbild und dem beruflichen Selbstverständnis. Während das Berufsbild als eine vorwiegend von außen definierte Beschreibung verstanden wird (Berufsethos, geistige, praktische Anforderungen, Einstellungen, Haltungen etc.), kommt dem Begriff des beruflichen Selbstverständnisses die Funktion der individuell gewählten Verortung in einem Gesamtsystem zu. Selbstverständnis ist dabei die Aussage eines Individuums über das Verhältnis zum vorgegebenen Berufsbild, wie sich der Berufsinhaber (hier der Soldat) mit seinen Einstellungen, Eigenschaften, Fertigkeiten, aber auch Erwartungen, vor allem an den politischen Auftraggeber, die militärische Führung und die Gesellschaft, sieht. Im Idealfall ergeben Berufs-

bild und Selbstverständnis eine möglichst große Schnittmenge. Über das Berufsbild sollte Konsens bestehen, im beruflichen Selbstverständnis ergeben sich durchaus Unterschiede, was aber auch ganz natürlich ist. Anders ausgedrückt: Wir gehen alle auf dem gleichen Weg mit dem gleichen Ziel, miteinander und doch nebeneinander, jeder auf eigenen Füßen.

Gibt es nach Ihrer Erfahrung möglicherweise Offiziere, die trotz ihrer Berufserfahrung und langen Dienstzeit noch einen Kompass oder eine spezielle berufliche Identifikation suchen?

Trotz langjähriger Berufserfahrung beschäftigt uns alle immer wieder die Suche nach dem Sinn unseres Berufes – und das ein Leben lang. Unaufrichtig sind diejenigen, die behaupten, bereits alle Antworten gefunden zu haben. Wir alle suchen ständig nach beruflicher Identifikation, müssen Zweifel ausräumen und auch Rückschläge hinnehmen und unseren inneren Kompass immer wieder neu justieren.

Neue Herausforderungen, wechselnde und ungeahnte Aufgaben, sich auf Risiken und Gefahren einzustellen, machen diesen Beruf so interessant, der aber auch ein scharfes Ende haben kann, die Verantwortung über das Leben Anderer und den Verlust des eigenen Lebens.

An der Führungsakademie werden auch internationale Lehrgangsteilnehmer ausgebildet. Was kennzeichnet das spezifisch deutsche soldatische Berufsethos und was können deutsche Offiziere von ihren internationalen Kameraden im Hinblick auf Tradition und Führungskultur lernen?

Das geistige Fundament der Bundeswehr mit dem Leitbild des „Staatsbürgers in Uniform“ und unserer Führungskultur und -philosophie der „Inneren Führung“ zählt zu den kreativsten und innovativsten politischen Neuerungen, die während der 50er Jahre in der Bundesrepublik geschaffen worden sind. Diese Führungskultur stellt sich als ein rein deutscher Weg dar und unterscheidet uns auch von Streitkräften westlicher

Demokratien wie auch die bereits aufgezeigten Traditionslinien.

In der multinationalen Zusammenarbeit können wir viel lernen. Was mir aber als viel wichtiger erscheint, ist, dass unser Führungspersonal über Kenntnisse der Führungskulturen, Traditionen, historischen Entwicklungen und gesellschaftlichen Gewohnheiten der jeweiligen Bündnis- und Partnerländer verfügt, damit sich einschätzen und verstehen lässt, warum der internationale Partner so und nicht anders handelt. Zusätzlich gilt es, bereit zu sein zu Dialog und Kompromiss, vor allem aber auch die Bereitschaft aufzubringen, mit Unterschieden zu leben.

Wenn Sie in einem Satz zusammenfassen müssten, was „Soldat sein heute“ bedeutet, wie würde der lauten?

„Soldat sein heute“ – vor allem als Vorgesetzter – erfordert eine charakterstarke und in der Urteilskraft gefestigte militärische Persönlichkeit, die als der „stille Profi“ mit den Qualifikationen intelligent, robust und teamfähig ausgestattet ist, die von der politischen und ethischen Dimension des militärischen Auftrages überzeugt in Krisensituationen und im bewaffneten Konflikt unter hohem psychischen und physischem Druck Soldaten sicher führen kann und dabei den Auftrag mit möglichst geringen Verlusten erfüllt und von der Gewissheit getragen ist, einen Beruf auszuüben, der dem Gemeinwohl dient.

Foto: privat



Generalmajor a.D.
Hans-Christian
Beck



Eine „seltsam-männerbündlerische Welt mit kuriose Vokabular, mit Waffen und Uniformen“

Der Soldat, das unbekannte Wesen

Vorurteile und Klischees sind weitverbreitet und auch die Bundeswehrführung selbst trägt dazu bei, dass sie nicht verschwinden

Von Christian Thiels

Ob Pfullendorf, Bad Reichenhall oder Franco A. – immer, wenn es schlechte Nachrichten aus der Bundeswehr gibt, dann sind auch sie wieder da: all die „Hab-ich-doch-schon-immer-gewusst“-Kolumnisten und die „Typisch-Bundeswehr“-Kommentatoren. Misshandlungen, Sexismus, Rechtsradikalismus – typisch Streitkräfte? Das Image der Truppe ist nicht sonderlich berauschend – das gilt vor allem für die mediale Wahrnehmung. In repräsentativen Umfragen unter den Bürgern wird die Bundeswehr regelmäßig besser bewertet als es die Berichterstattung in Fernsehen, Radio und Netz glauben macht. Doch warum ist das so?

Erst einmal liegt es am grundsätzlichen Auftrag von Medien. Sie sollen eben keine Jubel-

botschaften verbreiten, sondern den Finger in die Wunde legen. Das gehört zum Wesenskern der freien Presse – und zur Professionalität von Journalisten. Doch das erklärt nicht die Zurückhaltung, die bei vielen Medienschaffenden mitschwingt, wenn es um sicherheitspolitische Themen ganz allgemein und die Bundeswehr im Besonderen geht. Da wäre erst einmal die Tatsache, dass nur wenige Redakteure und Reporter eigene Erfahrungen mit den Streitkräften haben – etwa als Wehrpflichtige. Es herrscht weitverbreitete Unkenntnis und die gehört für manche Medienschaffende gar zum guten Ton. Es schickt sich schlicht nicht, sich intensiv mit dem Militär zu beschäftigen. Die Bundeswehr – immer noch oft ein „Igit“-Thema. Wer zur seltenen Spezies

derjenigen Journalisten gehört, die einen „Fuchs“ von einem „Luchs“ unterscheiden können und sich gar mit Uniformen, Kampffjets und Fregaten auskennen, wird von den Kollegen als skurril, manchmal gar als suspekt betrachtet.

Für alle anderen ist der Soldat allzu oft ein unbekanntes Wesen und die Bundeswehr eine seltsam-männerbündlerische Welt mit kuriose Vokabular, mit Waffen und Uniformen, mit stumpfem Befehl und Gehorsam, eine Organisation, in der der eigene Wille und der mündige Bürger wenig zählen und in der Menschen zu Killern ausgebildet werden. Solche Vorurteile und Klischees sind weitverbreitet und manchmal tut auch die Bundeswehrführung selbst ihren Teil dazu, dass sie nicht verschwinden und dass das Verständnis für die Streitkräfte und ihre Soldatinnen und Soldaten eher unterentwickelt bleibt. Etwa, indem Pressesprecher eher wie Presseschweiger handeln und miserabel mit der Öffentlichkeit kommunizieren. Oder indem die Bundeswehr häufig diejenigen fördert, die lieber bequeme Befehlsempfänger als kritisch-selbstbewusste Staatsbürger in Uniform sind. Oder indem das Ministerium versucht, per Maulkorberlass den Dialog zwischen Streitkräften, Politik sowie Medien und damit letztlich auch der Gesellschaft zu beschränken, manche sagen zu unterbinden. Oder indem die Bundeswehr vor allem in den Dienst der persönlichen Karriere-Ambitionen der jeweiligen politischen Spitze gestellt wird.



Die Bundeswehr muss den Dialog mit der Gesellschaft suchen, offener und transparenter kommunizieren.

Das alles ist wenig hilfreich, wenn man das gesellschaftliche Gesamtklima betrachtet. Auch wenn die Bundeswehr von großen Teilen der Deutschen zwar überwiegend desinteressiert, aber im Grunde eher wohlwollend betrachtet wird, so herrscht hierzulande doch ein tief verwurzelter struktureller Pazifismus. Die Jahrhundertverbrechen der Nazis wirken bis heute nach. Das hat zu einer gewissen Skepsis gegenüber Militär generell und natürlich auch militärischen Interventionen geführt. Dass Deutschland bei solchen Einsätzen heute nicht als erster den Finger hebt, ist nichts, was man beklagen sollte. Im Gegenteil – es ist auch im Sinne der Soldaten, wenn Politiker und

*„Es schickt sich
schlicht nicht,
sich intensiv mit
dem Militär zu
beschäftigen.“*

CHRISTIAN THIELS

Bürger das Militär nur als äußerstes Mittel zur Lösung internationaler Konflikte begreifen.

Doch um eine realistische Vorstellung davon zu haben, was Militär dabei leisten kann, muss man es kennen. Nur wer beurteilen kann, welche Mission mit welcher Ausrüstung Sinn macht, kann auch differenziert und sachgerecht darüber berichten. Das erfordert von den Journalisten eine intensivere Beschäftigung auch mit dieser fremden, militärischen Welt und ihren Bewohnern, den Soldaten. Aber auch die Bundeswehr selbst ist gefordert. Sie muss offener, transparenter werden, besser kommunizieren und erklären. Und sie muss lernen, auch selbstbewusst und kritisch auf die Grenzen ihrer Möglichkeiten hinzuweisen – selbst wenn man sich bei manchen Politikern mit dieser Form der Ehrlichkeit unbeliebt macht.

Christian Thiels ist Verteidigungsexperte bei der „Tagesschau“.



Christian Thiels in Afghanistan



Oberstabsbootsmann
Manfred Müller,
Stabsfeldwebel
Michael Faßbender
und Stabsfeldwe-
bel Sascha Anders
(v.l.n.r.)

1994 in die Bundeswehr eingetreten, wurde mir sehr früh klar, dass unser Beruf nicht nur Befehl und Gehorsam, sondern auch Selbstständigkeit, Teamfähigkeit, Empathie und „füreinander da sein“ verlangt. Eben diese Eigenschaften und Tugenden machen für mich nach wie vor den Beruf des Soldaten aus. Dieses Berufsbild bewog mich dann auch, die Laufbahn der Portepäeunteroffiziere einzuschlagen und Berufssoldat zu werden.

Im Rahmen meines ersten Auslandseinsatzes musste ich mich gezielt mit dem Gedanken auseinandersetzen: „Kannst du wirklich auf Menschen schießen?“ Eine Vorstellung, über die ich bis dahin nicht hatte nachdenken wollen. Aber wir sind eben keine „Mörder“, sondern Menschen, die auf eine besondere Weise ihrem Land dienen wollen. Das kann in letzter Konsequenz auch bedeuten, auf Menschen zu schießen und sie gegebenenfalls sogar zu töten. In meinen bisherigen acht Einsätzen auf dem Balkan und in Afghanistan stellte ich außerdem fest, dass Leid und Bedrohung nicht so weit von uns entfernt sind, wie man es sich im Alltag in Deutschland oft vorstellt.

Aber auch mit diesen Einsatzerfahrungen lernte ich meine Arbeit als Soldat weiter schätzen – vor allem, weil ich mit meiner Arbeit den Einsatzsoldaten und deren Angehörigen die Zeit der Trennung und Entbehrungen etwas angenehmer machen kann. Das war und ist immer noch Anspruch und Motivation, auch noch nach 23 Dienstjahren beim Truppenbetreuungssender „Radio Andernach“.

Stabsfeldwebel Michael Faßbender, Radio Andernach, ZOPKomBw

Wie in meinem Fall kann der Beruf eines Soldaten die verschiedensten Verwendungen mit sich bringen. Ich hatte das Glück, dass ich verschiedene Tätigkeiten an unterschiedlichen Standorten erleben durfte, darunter auch eine dreijährige Verwendung im Ausland bei der Nato.

Gedanken über Tod und Verwundung machte ich mir erst, als mein erster Einsatz in Afghanistan bevorstand. Damals wurde mir erst richtig bewusst, welcher Gefahr ich mich unter Umständen aussetzen muss. Jeder Soldat sollte sich dessen und auch eventueller Folgen deutlich bewusst sein.

Mich treibt an, meine Pflicht als Bürger in Uniform gegenüber unserer Gesellschaft zu leisten. Als junger aufstrebender Unteroffizier hatte ich viele ältere Kameraden, die mir als Vorbild dienten und meinen Werdegang geprägt haben, wofür ich sehr dankbar bin. Ich bin der festen Überzeugung, dass jeder, der sich mit dem Beruf des Soldaten auseinandersetzt und durch korrektes Auftreten und Verhalten überzeugt sowie jeden einzelnen Menschen schätzt, als Vorbild dienen kann.

Oberstabsbootsmann Manfred Müller, Abteilung Einsatz, ZOPKomBw

Für mich persönlich ist der Soldatenberuf einer der abwechslungsreichsten Berufe überhaupt. Neben einer fachlichen Tätigkeit, auf die jeder Soldat spezialisiert ist, gibt es unzählige Fähigkeiten, vom Sport bis zur Einsatzausbildung, die von einem Soldaten gefordert werden.

Ordnung, Disziplin und Kameradschaft sind für mich selbst und auch in meinem privaten Umfeld wichtige und entscheidende Faktoren, die meinen Beruf als Soldat ausmachen. Mich treibt an, jeden Tag im Rahmen meines Dienstes etwas für unsere Gesellschaft und mein Vaterland zu tun.

Berufliche Vorbilder kann ich nicht an einzelnen Personen festmachen. Jeder Soldat, der unter Gefahr für Leib und Leben seinen Dienst in der Bundeswehr versieht, ist für mich ein Vorbild.

Stabsfeldwebel Sascha Anders, Abteilung Führung, ZOPKomBw



Hat die Bundeswehr ein Haltungsproblem?
Hier: feierliches Gelöbnis im Bendlerblock

Grundpflichten und Korpsgeist

Der Vorwurf, aus Kameraderie Missstände zu verschweigen, enthält zugleich den ehrverletzenden Vorwurf einer kollektiven Pflichtverletzung. Dass sich die Führung öffentlich auf die Seite der Kritiker stellt, befremdet die Truppe außerordentlich.

Von Jürgen Reichardt

Mit ihrer Absicht, die Wehrdisziplinarordnung der Bundeswehr zu ändern, findet Ministerin von der Leyen viel öffentliche Zustimmung. Wissen alle, worum es da geht? Die ethischen und konstitutionellen Grundlagen der Bundeswehr, niedergelegt in der Wehrgesetzgebung von 1955/57,

gelten unverändert seit mehr als sechzig Jahren, haben bisher jeden Reformeifer überstanden, Generationen von Offizieren geprägt und hatten bisher zu einer bemerkenswerten Homogenität im Denken sowie Handeln des mehr als vierzig Jahrgänge umfassenden Offizierkorps geführt.

Offiziere sind Vorgesetzte. Dazu werden sie ausgebildet, erzogen, geschult. Nur wer sich bewährt, kann aufsteigen. Die Grundpflicht aller Soldaten verlangt, der „Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“ (§ 7 Soldatengesetz). Das hat der Soldat zu geloben oder zu schwören. Er muß ferner „die freiheitliche demokratische Grundordnung (...) anerkennen und (...) für ihre Erhaltung eintreten“. Diese Pflicht bildet die Grundlage der politischen Bildung in den Streitkräften, welche andere Berufsgruppen nicht genießen.

Vom Vorgesetzten wird darüber hinaus verlangt, in „Haltung und Pflichterfüllung ein Beispiel“ zu geben. Wie das geschieht und was das bedeutet, ist Gegenstand der Ausbildung zum Offizier an den Schu-

len sowie in der Truppe und endet mit keiner Beförderung. Wenn die Inhaberin der obersten Befehlsgewalt öffentlich feststellt, die Bundeswehr, somit vor allem die Vorgesetzten, hätten ein „Haltungsproblem“, so bedeutet das nicht weniger als den Vorwurf der kollektiven permanenten Pflichtverletzung.

Der Vorgesetzte ist für die Disziplin seiner Untergebenen verantwortlich, muss also selbstständig (im Rahmen seiner Dienstvorschriften) die dafür nötigen Maßnahmen ergreifen – vorsorglich wie reagierend. Er wird nicht erzogen, zu beobachten und zu melden, sondern zu handeln. Das kennzeichnet unser Disziplinarwesen. Dessen Grundsätze, Vorschriften und Regeln sind in der „Wehrdisziplinarordnung“ (WDO) festgelegt. Sie ist, anders als das Wehrstrafgesetz, ein Gesetz zur Erziehung der Soldaten durch Lob, Tadel oder Ahndung. Deshalb regelt ihr erster Teil die Würdigung und Anerkennung von Leistungen, ein anderer die Ahndung von Pflichtverletzungen. Beides ist im Regelfall dem nächsten Disziplinarvorgesetzten übertragen. Er hat selbstständig zu ermitteln, zwingend den Beschuldigten anzuhören, er muss alles prüfen und bewerten, was zu dessen Entlastung angeführt werden kann. Zu entscheiden hat er selbstständig. Im Krieg waren Disziplinarvorgesetzte oft von

„Eine Armee, in welcher Gesinnungsschnüffelei und Denunziantentum zur Führungskultur gehören, kann auf Kameradschaft, selbstständiges Handeln und Vertrauen in Vorgesetzte wie Untergebene vollständig verzichten.“

JÜRGEN REICHARDT

oben übersteuert worden. Zu den größten Errungenschaften der Wehrgesetzgebung nach dem Krieg gehört daher die Regelung, wonach die Entscheidung des zuständigen Disziplinarvorgesetzten von keinem Vorgesetzten mehr verändert werden kann, weder abgemildert noch verschärft. Ein höherer militärischer Vorgesetzter kann das Verfahren auch nicht erneut aufrollen. Der Grund dafür ist die Erfahrung, dass höhere Kommandobehörden dazu neigen, der Abschreckung mehr Bedeutung beizumessen als der individuellen Würdigung; ein „Exempel zu statuieren“. Besonders in totalitären Systemen, aber nicht nur dort. Ministerin von der Leyen möchte jetzt offensichtlich zu den Regelungen vor 1945 zurückkehren.

Verwechselt werden häufig Dienstvergehen und Wehrstraftaten. Letztere bieten keinem Vorgesetzten Ermessensspielraum. Jeden Verdacht hat er den zuständigen Stellen zu melden. Unterlassung ist strafbar. Wenn in aktuellen Fällen vom Verteidigungsministerium oder in der Öffentlichkeit gefordert wird, „härter durchzugreifen“, so liegt dem offenbar die Befürchtung zugrunde,



Der Soldat soll sich im Dienst weder zugunsten noch zuungunsten einer politischen Richtung betätigen.

Foto: Bundeswehr/Twardy

Niemals konnte nachgewiesen werden, dass in den Streitkräften jemals ein höheres Maß an staatsgefährdender Gesinnung oder Betätigung herrschte als an Gymnasien, Universitäten, in Werkhallen oder Behörden.

JÜRGEN REICHARDT

der zuständige Disziplinarvorgesetzte habe nicht sachgerecht gewürdigt und entschieden oder nicht pflichtgemäß ermittelt. Ein Vorgesetzter, der das täte, verletzte seine Pflichten. Zuweilen wird angenommen, bei frühzeitiger Kenntnis hätten höhere Stellen auf Dienstvergehen anders, also strenger, reagiert. Das kann zutreffen und lässt sich prüfen. Außer Acht bleiben darf jedoch nicht, daß der Disziplinarvorgesetzte stets verpflichtet ist, auch die Persönlichkeit des Beschuldigten zu würdigen und zu prüfen, inwieweit erzieherisch anstatt repressiv vorgegangen werden kann. Das unterscheidet die WDO vom Wehrstrafgesetz.

Alle höheren Vorgesetzten, die durch diese Schule gegangen sind, dürften für sachgerechte Entscheidungen der Disziplinarebenen das nötige Verständnis aufbringen, auch wenn ein Vorfall spektakuläre Reaktionen auslöst und eine Entscheidung nicht den Erwartungen der Öffentlichkeit entspricht. Eine „Führungsschwäche“ liegt darin nicht. Solches Verständnis als „Korpsgeist“ zu beschreiben zeugt von Unkenntnis unseres Disziplinarwesens, das schließlich auf dem Soldatengesetz fußt, dieses auf dem Grundgesetz.

Dass Meldungen über besondere Vorkommnisse gelegentlich unterbleiben, weil die Tragweite

unterschätzt oder nicht erkannt wurde, ist natürlich. Die Unterstellung eines systematischen Vorsatzes, aus Korpsgeist, Kameraderie, Sympathie oder um Missstände zu verschweigen, wenn nicht zu decken, enthält den ehrverletzenden Vorwurf einer Pflichtverletzung. Die Unterscheidung, was erzieherisch, was disziplinar zu regeln und was in die Zuständigkeit der Justiz fällt, wird in der Bundeswehr seit Anbeginn sicher beherrscht sowie gehandhabt. Zweifelsfälle oder Fehleinschätzungen bilden dazu keinen Widerspruch.

Was indessen die politische Öffentlichkeit aus unterschiedlichsten Beweggründen regelmäßig auf den Plan ruft, sind Vorwürfe der Duldung oder Förderung bestimmter politischer Anschauungen oder Bekenntnisse – „Rechtslastigkeit“. Sie eignen sich in ihrer Unbestimmbarkeit immer für Schlagzeilen, reflexhafte Empörung und politische Polemik. Niemals konnte nachgewiesen werden, dass in den Streitkräften jemals ein höheres Maß an staatsgefährdender Gesinnung oder Betätigung herrschte als an Gymnasien, Universitäten, in Werkhallen oder Behörden. Dennoch haften ihnen seit den Zeiten sowjetischer Propaganda gegen die Wiederbewaffnung derlei latente Verdächtigungen an. Oft gelten die durch irgend-

welche Anlässe ausgelöst Kampagnen letztlich der jeweiligen Regierung, die für das innere Gefüge der Streitkräfte verantwortlich ist. Wiederholt hat sich aber die Führung selbst, wie gerade aktuell, öffentlich auf die Seite der Kritiker gestellt, was die Truppe außerordentlich befremdet.

Die Verallgemeinerung einzelner Vorfälle erkennt die ethischen Grundlagen unserer Streitkräfte und führt zu kränkenden Vorurteilen. Der Soldat soll „Deutschland treu dienen“. Er soll das Recht und die Freiheit des „Deutschen Volkes“ verteidigen. Das entstammt dem Wortschatz des Grundgesetzes. Ist, wer das wörtlich nimmt, rechtsradikal? Der Soldat – somit auch der Vorgesetzte – soll sich im Dienst nicht zugunsten, aber auch nicht zuungunsten einer „politischen Richtung“ betätigen. Daraus hat sich die Zurückhaltung der Vorgesetzten in Fragen politischer Anschauungen entwickelt. Gilt das als „Führungsschwäche“ bestimmter „Ebenen“? In der politischen Bildung lernt der Soldat, dass nicht Gesinnungen strafbar sind, sondern Handlungen, Taten. Soweit politische oder weltanschauliche Ansichten nicht in Konflikt mit den Grundpflichten nach dem Soldatengesetz geraten, kann eine vorsorgliche Meldepflicht über bedenkliche Meinungen, wie sie jetzt verlangt worden ist, ernstlich nicht gefordert werden. Eine Armee, in welcher Gesinnungsschnüflei und Denunziantentum zur Führungskultur gehören, kann auf Kameradschaft, selbstständiges Handeln im Sinne des Ganzen und Vertrauen in Vorgesetzte wie Untergebene vollständig verzichten. Was sie dann taugt, ist eine andere Frage.

Generalmajor a.D. Jürgen Reichardt war vor seiner Pensionierung im Jahr 1998 Amtschef des Heeresamts in Köln. In seinem Ruhestand ist er als Autor tätig.

Der Artikel erschien am 20. Mai 2017 im „Straubinger Tagblatt“.



Foto: Bundeswehr/Stollberg

Kameradschaft im permanenten Spannungsfeld zwischen Auftragserfüllung und gesellschaftlichen Erwartungen: Grundausbildung beim Gebirgspionierbataillon 8

Die Essenz der Dinge

Auf der Generalstagung des Heeres Mitte Juni hatten die Heeresführer die Möglichkeit, sich über aktuelle Themen auszutauschen. Tradition und Berufsethos waren natürlich ein wichtiger Punkt. Ausgewählte Kernbotschaften fasst der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Jörg Vollmer, zusammen.

Von Generalleutnant Jörg Vollmer

Es ist an der Zeit, Ruhe und Sachlichkeit in die vielfältigen Diskussionen der letzten Wochen und Monate einkehren zu lassen. Vieles an den Vorfällen der jüngeren Vergangenheit macht betroffen und nachdenklich. Die Tatsache, dass sie passiert sind. Doch auch die öffentliche Aufarbeitung. Das Ansehen der Bundeswehr hat darunter nachweislich gelitten.

Dennoch gilt im Einsatz wie im Grundbetrieb: Moralische Entrüstung ist ein schlechter Ratgeber. Sie verstellt den Blick auf das, was professionell erforderlich ist. Auch wenn es manchmal schwerfällt, gilt es, Ruhe und Übersicht zu bewahren. Probleme müssten korrekt, mit Augenmaß, wo erforderlich mit Härte, aber auch dem notwendigen Anstand gelöst werden.

Und genau das tun wir im Heer. Jeder an seinem Platz. Mein Vertrauen in die Vorgesetzten

aller Führungsebenen wie auch in unsere Mannschaften ist ungebrochen.

Als Inspekteur ist es meine besondere Verpflichtung und Aufgabe, den Kernauftrag des Heeres auch in unruhigen Zeiten nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei geht es wie oft im Le-

ben darum, am Oberflächlichen vorbeizustoßen, den Nebel des allzu Offensichtlichen zu durchdringen. Aus der Vielfalt der Meinungen den Wesenskern herauszufiltern. Mit anderen Worten die „Essenz der Dinge“ klar zu erkennen.

Gelebte Innere Führung oder ein sinnstiftendes Traditionsverständnis haben keinen Selbstzweck, sondern tragen zweckoptimiert zu einem einsatzfähigen Heer bei. Deshalb gilt es auch hier, zum Kern vorzustoßen. Innere Führung ist ständiger Begleiter eines jeden Vorgesetzten. Das wiederkehrende Ringen um gute Führung ist ein weiterer immanenter Bestandteil unseres Berufsbilds. War es immer und wird es immer sein. Was wir brauchen, ist eine Besinnung auf unsere Kernaufgaben als Vorgesetzter, quasi eine Aktivierung dieses Grundgedankens, der in der Auftragsfülle bei knapper Zeit vielleicht bei dem ein oder anderen in den Hintergrund geraten ist.

„Mein Vertrauen in die Vorgesetzten aller Führungsebenen wie auch in unsere Mannschaften ist ungebrochen.“

GENERALLEUTNANT JÖRG VOLLMER

Die Offensive „Gutes Führen“ des Heeres zielt genau auf diese Aktivierung.

Die Traditionsdebatte zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Bundeswehr und der Bundesrepublik Deutschland. Eine breit angelegte Diskussion ist jetzt zur Überarbeitung des Erlasses initiiert. Das Heer wird diesen Prozess aktiv begleiten und durch ein eigenes Projekt flankieren. Damit wollen wir versuchen, uns dem Wesenskern soldatischen Daseins, dem Kampf, zu nähern und Ableitungen hinsichtlich der Notwendigkeit traditionsstiftender Identifikations- oder Bezugsmodelle zu erarbeiten.

Warum gehen wir diesen Weg? Von Streitkräften wird verlangt, einen Gegner in letzter Konsequenz physisch an der Ausführung seines Auftrags und zwar mit militärischer Gewalt zu hindern. Die möglichst professionelle, diskriminierende und präzise Anwendung militärischer Gewalt gehört also zur „Essenz der Dinge“ von Streitkräften. Fokussiert auf die Welt des Heeres beziehungsweise der Landstreitkräfte erfolgt diese Anwendung militärischer Gewalt als besonderes Alleinstellungsmerkmal stets inmitten von Menschen. Menschen, von denen die Masse nicht zum Gegner, sondern zur zu beschützenden Bevölkerung gehört. Menschen, die bewusst als Schutzschilder zur Provokation von sogenannten Civil Casualties benutzt werden. Menschen, unter denen asymmetrische oder verdeckt operierende Kämpfer für unsere Soldaten unentdeckbar verschwinden können.

Auch wenn die Soldaten des Heeres ebenfalls in Waffensystemen sitzen, „Knöpfe drücken“ und dabei „in Bildschirme schauen“, blicken sie im Gegensatz zu anderen Teilstreitkräften aber auch immer wieder in die Waffenmündung des Gegners, in die Gesichter der betroffenen Bevölkerung oder direkt in die Augen des Feindes. Die Heeressoldaten sind da. Unter den Menschen. 24 Stunden. Oft über Monate, über Jahre, manchmal Jahrzehnte.

Genau das kann beim Heeressoldaten dann zu einer immer größer werdenden „Schere“ führen zwischen einer auf Selbstoptimierung ausgerichteten postheroischen Gesellschaft und der Notwendigkeit, unter Einsatz des eigenen Lebens – oder das seiner Kameraden – einen Gegner gegebenenfalls auch mit archaischen Methoden zu besiegen. Es gehört zur „Essenz der Dinge“, dass auch in einer „Unter dem Strich, zähl ich“-Gesellschaft nur der besser ausgebildete Soldat in einer Duellsituation überlebt.

Genauso gehört es zum unveränderlichen Wesenskern von Streitkräften, dass dazu eine be-

sondere Form der Kameradschaft in der kleinen Kampfgemeinschaft, die Erwartung auf zumindest den Respekt der eigenen Bevölkerung sowie die offensichtliche Notwendigkeit für Vorbilder gehört. Und zwar nicht nur im deutschen Heer, sondern in allen Landstreitkräften weltweit. Eben ein strukturelles Phänomen. Es ist äußerst schwierig, all diese Elemente anzusprechen, ohne dabei in ein Pathos zu verfallen oder sie ideell zu überhöhen. Aber diese Schwierigkeit führt nicht dazu, dass die Punkte weniger richtig werden.

Wozu all diese Ableitungen und Gedanken? Nun, zum

*Die Soldaten des Heeres
blicken im Gegensatz zu
anderen Teilstreitkräften
auch immer wieder in
die Waffenmündung des
Gegners.*

GENERALLEUTNANT JÖRG VOLLMER

einem um deutlich zu machen, wie groß das Spannungsfeld zwischen den Entwicklungen unserer Gesellschaft und dem Wesen unserer Auftragserfüllung ist. Um aufzuzeigen, welche große Leistungen unseren Soldatinnen und Soldaten auf allen Ebenen immer wieder aufs Neue abverlangt werden. Zum anderen, um zu zeigen, welche Aufgabe den politischen, aber auch militärischen und zivilen Entscheidern in diesem Kontext zufällt. Diese haben nämlich sicherzustellen, dass die inneren und äußeren Faktoren so ausgestaltet werden, dass die Streitkräfte ihren Kernauftrag auch glaubhaft erfüllen können.

Dazu gehören unter anderem robuste Personalstrukturen, vor allem qualitativ und quantitativ ausreichendes Material sowie attraktive Rahmenbedingungen des Dienens als Grundvoraussetzungen zur Erfüllung unserer Aufgaben als deutsches Heer. Viel ist erreicht worden durch die eingeleiteten Trendwenden.

Das Heer wird im engen Schulterschluss mit den anderen Teilstreitkräften und Organisationsbereichen den Prozess der Umsetzung sowie Erarbeitung des Fähigkeitsprofils der Bundeswehr dazu nutzen, die bisher eingeleiteten Trendwenden, den Materialzulauf, die notwendige Modernisierung und Digitalisierung des Heeres sowie die notwendige Verbesserung unterstützender

Foto: dpa/picture alliance



Von den Streitkräften wird verlangt, unter Einsatz des eigenen Lebens einen Gegner auch mit archaischen Methoden zu besiegen. Hier: Peschmerga-Ausbildung im Irak

Foto: Bundeswehr/Schulz



Generalleutnant Jörg Vollmer, hier beim Besuch der Soldaten des Jägerbataillons 291

sozialer Rahmenbedingungen so miteinander zu verknüpfen, dass ein permanenter und schrittweiser Fähigkeitsaufwuchs über den Weg personell sowie materiell voll alimentierter Kräfteredispositive erreicht werden kann. Entscheidend ist es, den Angriffsschwingen nicht zu verlieren. Dazu aber müssen die immer noch gültigen Drosselungen bei der Beschaffung 2018 aufgehoben werden. Quantität wird noch eine geraume Zeit die neue Qualität sein. Das Fähigkeitsprofil ist in meinen Augen die große Chance, das Heer und die Landstreitkräfte zielführend, koordiniert sowie harmonisiert wieder an ihre „Essenz der Dinge“ heranzuführen.

„Innere Führung lebt vom gelebten Vorbild“

Der frühere Staatssekretär Thomas Kossendey ist im Beirat Innere Führung intensiv mit dem Thema „Berufsethos des Soldaten“ beschäftigt. Wir befragten den CDU-Politiker zu den Ereignissen, über die derzeit nicht nur in der Bundeswehr heiß diskutiert wird.

Die Bundeswehr: Die Bundeswehrskandale scheinen in diesem Jahr nicht abzureißen. Es geht um die Innere Führung – hat diese versagt?

Thomas Kossendey: Dass die Innere Führung per se versagt hat, ist nicht zu erkennen. Richtig ist vielmehr: Einzelne haben gegen ihre Grundsätze verstoßen. Bei einem Verkehrsunfall versagt ja auch nicht die Straßenverkehrsordnung.

Im Vordergrund aller in der medialen Berichterstattung behandelten Vorkommnisse stehen Einzelfälle, die jeweils individuell zu betrachten,

auszuwerten und zu analysieren sind. In einem zweiten Schritt muss untersucht werden, ob systematische Schwachstellen vorhanden sind, denen begegnet werden muss.

Innere Führung lebt von der konkreten Ausgestaltung ihrer Handlungsfelder und dem gelebten Vorbild, und zwar vom Rekruten bis zur militärischen Führung.

Richtig ist aber auch, dass die Konzeption der Inneren Führung als flexible Konzeption ständig weiterentwickelt werden muss. Sie bildet ein festes Wertefundament, das sich aus dem Grundgesetz

ableiten lässt und die darin normierten Werte mit den Grundsätzen von Führung, Ausbildung und Erziehung in der Bundeswehr in Einklang bringt.

Problemen sollten wir in der Art begegnen, wie es die Konzeption der Inneren Führung als „lebendige Konzeption“ vorsieht: Im Dialog, mit Überzeugung, fundierter Ausbildung und guter Führung.

Ist der Beirat in alle Details der Verfehlungen eingewiesen und wie erfolgt die Beratung der Ministerin?

Vorab: Der Beirat ist kein Kontrollorgan oder



Foto: Photothek

Soldaten auf der Besuchertribüne des Deutschen Bundestags. Politik und Soldaten ringen derzeit darum, das in Teilen verloren gegangene Vertrauen wiederherzustellen.

Investigativgremium. Er hat eine grundsätzlich andere Funktion als der Verteidigungsausschuss und der Wehrbeauftragte.

Er tagt im Regelfall quartalsweise in Vollsitzungen. Die Ereignisse der letzten Monate waren sowohl im Beirat als auch in den verschiedenen Arbeitsgruppen Thema. Dabei konnten wir auf Informationen aus dem BMVg zurückgreifen. Sowohl mit der Ministerin als auch mit dem Generalinspekteur haben wir uns zeitnah ausgetauscht. Nach dem Interview der Ministerin am 30. April, das ja kontrovers diskutiert worden ist, hatte die Ministerin den Beirat zu einem sehr intensiven Gespräch eingeladen.

In Abhängigkeit der weiteren Beratungen im Beirat ist es durchaus denkbar, dass der Beirat der Ministerin eine Empfehlung übergibt, um die Frau Ministerin auch ausdrücklich gebeten hat.

Der Beirat ist regelmäßig bei der Truppe. Wurde ihm da nicht das Spannungsverhältnis zwischen Aufträgen und fehlendem Personal bei gleichzeitig unflexibler SAZV vorgetragen?

Der Beirat hat Gespräche in allen Teilstreitkräften geführt und die darin gewonnenen Erkenntnisse in Empfehlungen an die Ministerin zusammengefasst. Bei dem Evaluationsprozess im Zuge der Einführung der SAZV hat sich der Beirat ebenfalls intensiv eingebracht. Verschiedene Impulse des Beirats sind auch aufgegriffen worden.

Da dieses Thema aber noch nicht abgeschlossen ist, wird der Beirat intensiv darauf drängen, dass Ausbildungsvorgaben für ethische und politische Bildung auch bei einer knappen Zeit nicht eingeschränkt werden.

Nun ist viel Vertrauen verloren gegangen. In die Ministerin, die militärische Führung und die Bundeswehr als Ganzes. Wie sollte das BMVg in den nächsten Wochen agieren?

Die missverständlichen Äußerungen im Fernsehinterview am 30. April hat die Ministerin selbst zurechtgerückt.

Mir ist wichtig, die gewonnenen Informationen der letzten Wochen in Ruhe zu analysieren, um danach, wenn notwendig, die erforderlichen Schritte einzuleiten. Mit der Fortschreibung des Traditionserlasses und dem unter Leitung des Generalinspektors stehenden Programms „Innere Führung heute“ wurden geeignete Schritte unternommen, in die der Beirat eingebunden ist.

Ein Ziel der Inneren Führung ist Integration von Bundeswehr und Gesellschaft. Nun ist das Vertrauen der Gesellschaft in die Bundeswehr im letzten Deutschlandtrend um zehn Prozent gesunken. Was kann der Beirat tun, um diese schwierige Situation für eine Freiwilligenarmee zu verbessern?

Es ist ärgerlich, dass durch die Vorkommnisse der letzten Monate das Ansehen der Bundeswehr insgesamt beschädigt worden ist.

Der Beirat ist aber überfordert, alle Rahmenbedingungen, die dazu beigetragen haben, ad hoc zu ändern. Für uns steht im Mittelpunkt: die Per-



Seefahrt und meinem Land zu dienen, das macht der Soldatenberuf für mich aus. Bereits während der Schulzeit wollte ich zur See fahren, da ich an der Eckernförder Bucht aufgewachsen bin. Dazu kommt die Kameradschaft, die Zusammengehörigkeit und insbesondere die Möglichkeit, immer wieder einen Zugang zu anderen Menschen zu finden. Drittens – und das ist jenen, die

die Bundeswehr nicht oder lediglich oberflächlich kennen, weniger bewusst – kann ich mich als Mensch in der Bundeswehr trotz vieler Einschränkungen sehr vielfältig selbst verwirklichen.

Töten und getötet werden war früher kollektiv. Als Frontstaat des Kalten Kriegs ging es für uns um eine existenzielle Bedrohung aller – auch und insbesondere der Zivilbevölkerung. Das ist anspruchsvoller geworden, weil Verwundung, Tod und Töten jetzt auch in einem anderen Zusammenhang erfolgen. Wir begeben uns in Gefahr und sind mandatiert zu töten, um weiterhin unser Land und Bündnis zu verteidigen, genauso aber auch um Staatsziele wie den Erhalt des Friedens außerhalb Europas umzusetzen. Die grundsätzliche Entscheidung für mich lautet weiterhin, diesem Staat uneingeschränkt zu dienen. Ich muss mich allerdings mit dem Soldatsein heute intensiver und kontinuierlicher beschäftigen.

Mich treibt an, eine gute Bundeswehr zu gestalten, in der Menschen gerne dienen und sich verwirklichen können. Aktuell arbeite ich mit meinem Team daran, die Marine der kommenden Dekade auszugestalten, die nach unserer Einschätzung kampfkraftig, attraktiv und modern sein wird, nachdem wir derzeit in Einsätzen stark gefordert sind und die Trendwenden dringend benötigen.

**Flottenadmiral Ulrich Reineke,
Abteilungsleiter Planung im Marinekommando**

sonalgewinnung in einem schwierigen demografischen Umfeld und die Frage der Haushaltslage. Wir werden aber auch dazu beitragen, dass eine gesellschaftliche und politische Diskussion geführt wird über die Verteidigung unserer Werte und wie wir hierfür die Rahmenbedingungen so gestalten können, dass ein Dienst in der Bundeswehr als attraktiv wahrgenommen wird.

Im Kern ist die Bundeswehr überlastet, aufgrund unzähliger Reformen fehlt Orientierung. Könnten Sie sich temporär eine Reduzierung des internationalen Engagements mit Blick auf die Einsätze vorstellen, vielleicht im Sinne eines Orientierungshalts oder einer Art operativer Pause?

Natürlich würde ich der Truppe einen „Orientierungshalt“ gerne gönnen; die globale sicherheitspolitische Lage wird dies allerdings nicht erlauben.

Unabhängig davon bin ich aber fest davon überzeugt, dass unsere Soldatinnen und Soldaten und die zivilen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bundeswehr insbesondere in den Einsätzen einen hervorragenden Beitrag für unsere Sicherheit leisten.

Was wünschen Sie der Bundeswehr für die nächste Legislaturperiode?

Eine Diskussion über Auftrag und Struktur in einer sich dramatisch ändernden Weltlage nicht nur in den Fachgremien, sondern auch im parlamentarischen Bereich und in der Öffentlichkeit.

Parlamentarischer
Staatssekretär
a.D. und Sprecher
des Beirats Innere
Führung sowie Leiter
der Arbeitsgruppe
„Ethisch-Politische
Bildung“: Thomas
Kossendey



Foto: dpa/picture alliance



Foto: Bundeswehr/Weber

Soldat vor dem Reichstagsgebäude: der „Staatsbürger in Uniform“

Soldatisches Selbstverständnis

Welche Erwartungen haben Politik und Zivilgesellschaft?

Von Winfried Nachtwei

Seit Jahren gehört die Bundeswehr zur Spitzengruppe der angesehenen Institutionen in Deutschland. Die Bevölkerung hat nach allen einschlägigen Untersuchungen großes Vertrauen zur Bundeswehr. Im Kontext der jüngsten Berichte über Fälle von entwürdigendem Verhalten bis rechtsextremen Umtrieben und dabei hochkommenden Generalverdächtigungen erlebte die Bundeswehr laut ARD-Deutschlandtrend einen erheblichen Vertrauenseinbruch.

Der Komplex „Franco A.“ ist schockierend. Ich frage mich, wie sich die gesellschaftliche Teilradikalisierung auf die Bundeswehr auswirkt. Insgesamt ist aber mein Grundvertrauen in die Bundeswehr ungebrochen. Es ist über Jahrzehnte in Begegnungen mit zahllosen Bundeswehrsoldaten im Inland und in den Einsatzländern gewachsen. Ich erinnere mich an sehr, sehr viele Soldaten und Offiziere mit vorbildlicher Haltung und Führungsstärke.

Was erwarten Politik und Gesellschaft von den Soldaten der Bundeswehr?

Wozu sollen sie dienen, wie sollen sie richtig handeln? Welches soldatische Selbstverständnis

erwarten diejenigen, denen gegenüber Soldaten sich im Eid verpflichten, „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“?

Klare erste Antworten geben die jährlichen Bevölkerungsumfragen des Zentrums Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr: Die Soldaten sollen zuerst Schützer, Helfer, Verteidiger sein: im Verteidigungsfall und bei Naturkatastrophen. Das befürworten 90 Prozent der Befragten. 60 bis 70 Prozent meinen, dass die Bundeswehr auch bedrohten Verbündeten helfen, sich am Kampf gegen den internationalen Terrorismus beteiligen, Völkermord verhindern und Krisengebiete stabilisieren sollte. Im Kontext der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik insgesamt steht für die Bevölkerung der Einsatz der Bundeswehr aber nicht an erster Stelle. Vorrang haben diplomatische Verhandlungen (81 Prozent Zustimmung), Entwicklungszusammenarbeit, an dritter Stelle Ausbildungseinsätze der Bundeswehr (60 Prozent), dann Polizeieinsätze und Stabilisierungseinsätze der Bundeswehr (56 Prozent). Kampfeinsätze finden nur 31 Prozent Zustimmung. Insgesamt besteht eine erhebliche

Skepsis gegenüber dem Einsatz militärischer Gewalt. Das zeigt sich auch bei der Bewertung der verschiedenen Auslandseinsätze, wo gewaltarme Einsätze die meiste Zustimmung finden.

Mein Eindruck ist, dass hier die Einstellungen von Bevölkerung und Politik dicht beieinander sind. Und einsatzerfahrene Soldaten wissen ganz besonders, dass es bei heutigen Gewaltkonflikten in der Regel keine militärische Lösungen gibt, dass Militäreinsätze im besten Fall große Gewalt eindämmen und Zeit kaufen können für politische Lösungen.

Wie sollen Soldaten richtig handeln?

Wie sie sich nicht verhalten dürfen, scheint hierzulande am schnellsten klar zu sein. Da wird schnell geurteilt. Positive Vorstellungen vom richtigen Verhalten von Soldaten heute werden hingegen kaum artikuliert. Dabei sind die normativen Anforderungen durch Grundgesetz, Soldatengesetz, Innere Führung grundsätzlich klar: Verpflichtung auf die Menschenwürde als Grundwert, den Friedensauftrag des Grundgesetzes und auf das Völkerrecht, die Pflichten und Rechte der Soldaten (Staatsbürger in Uniform, treues Dienen, Tapferkeit, Loyalität gegenüber dem Primat

der Politik, Gehorsamspflicht und seine Grenzen, Kameradschaft, Wahrheitspflicht), die Parlamentsarmee. Soldat für den Rechtsstaat und im Rechtsstaat, Soldat zur Friedenssicherung.

Diese Normen sind die fundamentale Lehre aus dem kollektiven Trauma des deutschen Angriffskriegs gegen die europäischen Nachbarn, als die Wehrmacht williges Werkzeug eines gigantischen Staatsverbrechens und Wegbereiter von Völkermorden wurde, als soldatische Tugenden pervertiert wurden. Die Wertebindung ist eine Absage an den Krieger und Söldner. Dieser

komplexen und hohen Anforderungen heutiger Kriseneinsätze der Gesellschaft zu vermitteln.

Im Einsatz richtig gehandelt

Nach mehr als zwanzig Jahren deutscher Beteiligung an internationalen Kriseneinsätzen ist deren Bilanz gemischt: Die Soldaten meisterten die enormen Anforderungen sehr professionell und diszipliniert, mit hohem Einsatz, viel Umsicht sowie interkultureller Kompetenz. Bei örtlichen Bevölkerungen erwarben sie sich durchweg einen guten Ruf. Die Untersuchungen der G36-Kom-

dung. Damit wuchs die Distanz zu einer in ihren politischen Erwartungen gewaltabstinenten Gesellschaft. Vor allem die verantwortliche Politik sah da lieber weg, ließ die Einsatzsoldaten zu lange allein – oder nahm sie „nur“ als Verwundete und Gefallene, kaum als Kämpfer war. „Tatorte“ stellten Einsatzrückkehrer immer wieder unter Verrohungverdacht (Befragungen von Bundeswehrsoldaten widersprachen dem). Gegenüber ihren elementaren Grundbedürfnissen nach Sinn, Zusammenhalt, Identifikation, Vorbildern und Orientierung blieben Politik sowie Gesellschaft stumm. Das beförderte eine „Privatisierung“ der Suche nach eigenen Leitbildern. Hier müsste nicht zuletzt eine zeitgemäße Traditionspflege ansetzen, die sich viel mehr aus den 60 Bundeswehrjahren speisen kann.

Was schulden Gesellschaft und Politik den Soldaten?

Zu allererst Aufmerksamkeit, Interesse, genaueres Hinschauen. Alle Bürger müssten, unabhängig von ihrer Haltung zu Militär allgemein, ein Interesse daran haben, dass die Bundeswehr in Gesellschaft und Rechtsstaat integriert ist. Kommunikation, Diskussion, Streit ja, Ausgrenzung nein!

Respekt und Dank wird den Soldaten im Bundestag oft und fraktionsübergreifend ausgesprochen. Das ist auch ehrlich gemeint. Aber es muss sich auch in der politischen Praxis niederschlagen: Bundesregierung und Bundestag stehen in der Pflicht zu klaren, erfüllbaren sowie glaubwürdigen Aufträgen. Einsätze müssen Aussicht auf Erfolg haben und Sinn ergeben. Das betrifft die Ziele wie die Mittel. Die politische Führung muss überzeugen können, um Handeln aus Einsicht zu ermöglichen. Das geht nur mit Ehrlichkeit, Konsequenz, mit einer Fehler- und Vertrauenskultur. Innere Führung fängt oben an. Die unangenehme Wahrheit: Über Jahre verlorenes Vertrauen muss zurückgewonnen werden.

Der Primat der Politik braucht das freie Wort von Staatsbürgern in Uniform auch in der Öffentlichkeit. Politik muss das endlich ermutigen statt sanktionieren.

Der deutsche Politiker Winfried Nachtwei (Bündnis 90/Die Grünen) ist Experte für Friedens- und Sicherheitspolitik.

Foto: Bundeswehr/Schrief



Die Bevölkerung sieht den Soldaten zuerst als Schützer, Helfer, wie hier beim Hochwasser-einsatz 2013.

Rahmen ist in Politik und Gesellschaft weitgehend unstrittig.

Die Bundeswehr soll in die Gesellschaft integriert sein. Insofern spiegeln sich in ihr selbstverständlich auch gesellschaftliche Entwicklungen. Als Träger des rechtsstaatlichen Gewaltmonopols nach außen müssen Bundeswehrsoldaten aber höheren Ansprüchen genügen als die „Normalbürger“. Fremdenfeinde und Gegner der Verfassungsordnung haben in der Bundeswehr nichts zu suchen.

Nach Ende des Kalten Kriegs haben sich die sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen und die damit einhergehenden Anforderungen an Soldaten erheblich verkompliziert sowie aufgefächert: Die Abschreckungsarmee mit Verteidigungsauftrag wurde zur Einsatzarmee. Statt „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“, heißt es bei Kriseneinsätzen „Kämpfen können, um bei Bedarf erfolgreich zu kämpfen“. Im Feld müssen militärische, zivile und polizeiliche Akteure zusammenwirken.

Zugleich drifteten die Erfahrungswelten der Einsatzsoldaten mit ihren jeweils sehr unterschiedlichen Verwendungen und der friedensgewohnten Heimatgesellschaft auseinander. Immer weniger Menschen in Deutschland haben persönlichen Kontakt mit Bundeswehr und Soldaten. Einsatzrückkehrer empfinden „zu Hause“ viel mehr Desinteresse als Aufmerksamkeit, gar Unterstützung. Stellenweise erleben Soldaten in der Zivilgesellschaft massive Ablehnung, gar Beleidigung.

Der Politik gelang es bisher nur unzureichend, die

mission ergaben, dass der Schusswaffeneinsatz bei den allermeisten Einsätzen minimal und das Gefechtsverhalten in der Kriegsphase des Afghanistaneinsatzes bemerkenswert kontrolliert war. Auf der taktischen Ebene waren die Bundeswehrsoldaten ihren Gegnern ab 2010 durchweg überlegen. Wer als Nichtmilitär Bundeswehrsoldaten im Einsatzgebiet traf, war von deren Selbstverständnis immer wieder angetan.

Anders sieht es mit dem Einsatzerfolg im Großen aus: Die im Sinne des Auftrags Kriegsverhütung erfolgreichen und gewaltarmen Balkaneinsätze sind überwiegend „vergessen“. Beim Afghanistan-Einsatz bestand die Bundeswehr ihre bisher härteste Bewährungsprobe. Aber: Das militärische Einsatzziel von ISAF, ein sicheres Umfeld zu hinterlassen, wurde wegen politischer Großfehler beim Gesamteinsatz der internationalen Koalition nicht erreicht. Einsatzrückkehrer sind jetzt mit dem nachträglichen Sinnverlust ihres Einsatzes konfrontiert – und damit allein.

Als die deutschen ISAF-Soldaten ab 2007 mit immer mehr Hinterhalten, Anschlägen und wucherndem Guerillakrieg konfrontiert waren, wurde das von der politischen Führung ignoriert sowie schönegeredet. Wo der Stabilisierungsauftrag von der Lageverschärfung konterkariert wurde und an Glaubwürdigkeit verlor, waren die Einsatzsoldaten draußen zunehmend auf sich selbst zurückgeworfen: auf ihre Professionalität, auf die Kameradschaft der kleinen Kampfgemeinschaft. Die Gefechtssoldaten agierten im scharfen Kernbereich des Soldatenberufs, der staatlich organisierten tödlichen Gewaltanwen-

Foto: privat



Winfried Nachtwei



Dass die Soldaten des Wachbataillons einen Wehrmachtskarabiner zu Ehren des Widerstands am 20. Juli präsentieren, bedeutet den Sieg der demokratischen Armee über die Gespenster der Vergangenheit.

Ohne die Wehrmacht geht es nun mal nicht

In der Debatte um die Bundeswehrtraditionen wird fleißig verrührt und verdächtigt. Aber eine demokratische Armee muss sich den Gespenstern der Vergangenheit stellen.

Von Jens Jensen

Was ist die Tradition der Bundeswehr? Worauf soll sie sich berufen, woran erinnern? Die Entdeckung einer rechtsradikalen Terrorzelle, die sich an Wehrmachtsrelikten ergötzt, scheint einer aufgeschreckten Öffentlichkeit und der Verteidigungsministerin den Gedanken nahegelegt zu haben, dass alles zu verbieten sei, was hinter das Gründungsdatum der Truppe zurückreicht. Die Entscheidung der Helmut-Schmidt-Universität jedenfalls, das Foto ihres Namensgebers zu entfernen, nur weil es ihn in einer Wehrmachtsuniform zeigt, spricht für eine gewisse Übertreibung beim Versuch, die Institutionen der Bundeswehr von Zeugnissen einer verbrecherischen Vergangenheit zu säubern.

Wenn es wirklich ein Skandal wäre, dass Helmut Schmidt im Zweiten Weltkrieg Soldat gewesen ist, hätte er auch niemals Bundeskanzler werden dürfen – und müsste im Übrigen sein fortdauernder Nachruhm ebenfalls als Skandal

bewertet werden. Oder fürchtete man, dass sein Porträt, das Porträt eines dermaßen verehrten Mannes, zur Ehrenrettung jener Armee beitragen könnte, deren Offizier er war? Seht her, selbst Helmut Schmidt – und so weiter?

Wenn das tatsächlich der Gedankengang war, dann haben der Säuberungserlass der Ministerin und, natürlich, die Enthüllungen über rechtsradikale Umtriebe in der Bundeswehr ein Uhrwerk des Selbstmisstrauens in Gang gesetzt, das die Zeiger auf 1945 zurückstellt und alle unterdes gewonnene demokratische Moral und Vernunft in Zweifel zieht. Klug wäre das freilich nicht. Einem Offizier oder Offizieranwärter, mit dem die Bundeswehr etwas anfangen will, muss jederzeit zugetraut werden, Vergangenheit und Gegenwart zu trennen und in der Nachkriegskarriere des Kanzlers den Willen einer ganzen Generation zu erkennen, die schlimme Vergangenheit hinter sich zu lassen. Das hat die Norm zu sein; der Verstoß gegen sie wäre zu ahnden, nicht, die Geltung

der Norm selbst infrage zu stellen. Der Glaube an die moralische Emanzipation bildet geradezu die Arbeitshypothese für eine Armee der Nachkriegsrepublik Deutschland; andernfalls dürfte man sie gar nicht haben.

Denn loswerden oder abschütteln kann man die deutsche Vergangenheit nicht. Gerade darum wäre es dumm, jede Erinnerung an die Wehrmacht, auch an persönliche Verfehlung mancher Bundeswehrgründer oder Namenspatronen von Kasernen, tilgen zu wollen. Es schadet gar nicht, wenn sich der eine oder andere Standort mit einem Namen herumschlagen muss, der im Zwielicht steht. Daran lässt sich erstens lernen, die militärische Tüchtigkeit im engeren Sinne von dem verbrecherischen Zusammenhang, dem sie diente, zu unterscheiden, und zweitens einzusehen, dass diese Tüchtigkeit nichts wert ist, wenn sie sich missbrauchen lässt; im Gegenteil.

Es wäre interessant zu erfahren, wie die Ministerin ihren Säuberungsbefehl mit der Aus-

nahme versöhnen will, die sie für die Wehrmachtsoffiziere im Widerstand formuliert hat. Mit jeder Henning-von-Tresckow-Kaserne, Graf-Stauffenberg-Kaserne, Generaloberst-Hoepner-Kaserne werden Männer heraufbeschworen, die an der verbrecherisch enthemmten Kriegsführung beteiligt waren. Wollte man die Verbrechen mit den Kasernen ehren? Nein, man wollte die moralische Karriere ehren, die Umkehr und mit dem Hinrichtungstod beglaubigte Buße, die diese Offiziere mit ihrer Hinwendung zum Widerstand vollzogen. Das Vorbild für die Bundeswehr besteht in der Ermahnung, gottlose und sittenwidrige Befehle zu verweigern, gegebenenfalls sogar einem entgleiten Staat „in die Speichen zu greifen“ (Dietrich Bonhoeffer), und zwar eher früher als so spät, wie es die Verschwörer des 20. Juli taten.

Dieses Vorbild würde aber zu den Soldaten gar nicht sprechen, wenn von der Wehrmacht stille geschwiegen würde. Die Wehrmacht ist geradezu die Folie, auf der das Selbstverständnis der Bundeswehr entwickelt wurde und vor der es auch heute noch verstanden werden sollte. Insofern ist es auch nicht von Nachteil, wenn in der Marineschule Mürwik noch immer das kitschige Seestück vom Untergang der „Bismarck“ im Mai 1941 hängt – kein Skandal, wie manche Kommentatoren meinen, sondern ein anschauliches Lehrstück in doppelter Hinsicht, für militärische Führungsfehler, die in der menschenverachtenden Selbstversenkung gipfelten, und für die Sinnlosigkeit, die der Opfertod hat, wenn die übergeordneten Kriegsziele selbst schon menschenverachtend und verbrecherisch sind. Aus dem Untergang der „Bismarck“ können Bundeswehrsoldaten viel lernen, unter anderem auch über verantwortungslose Rüstungspolitik und Materialbeschaffung. Die „Bismarck“ hatte bekannte technische Mängel; schon ihre Indienststellung war zynisch.

Es ist eine reine Fiktion

Mit anderen Worten: Was das Gemälde dieses Unglücksschiffs, was ein zerbeulter Wehrmachtschirm, was Relikte überhaupt aus der Unheilszeit, die hier und da gesammelt wurden, zur Anschauung bringen, hängt einzig und allein von den historischen Kenntnissen ab, die man den Soldaten vermittelt hat. Wo verharmlosende Legenden verbreitet sind, wird es nichts helfen, die Reliquien der Anbetung zu entziehen. Wo aber der nationalsozialistische Abgrund aufgeklärt ist, werden die letzten Stahlteile oder Stofffetzen, die aus ihm noch ragen, nichts als Kummer, zumindest schreckliche Ambivalenz, erzeugen. Denn zum Letzten muss natürlich zugestanden werden, dass es inmitten des Grauens auch militärische Bravourstücke gab. Diese Intarsien streng von dem überwölbenden Unheilzusammenhang zu



Die Erinnerung an die Wehrmacht lässt sich nicht tilgen, aber es lässt sich daraus lernen. Hier ein Foto aus dem Zweiten Weltkrieg: Rekruten der Wehrmacht leisten den Schwur auf die Reichskriegsflagge.

trennen dürfte niemand überfordern, der überhaupt bereit ist, sich seines Verstands zu bedienen. Übrigens dürfte die Vergegenwärtigung taktischer Einzelleistungen oder folgenloser Verantwortungsgesten eher noch die Schwermut verstärken: Selbst das Beste wurde vergeudet und missbraucht.

Manches spricht freilich dafür, dass die Bundeswehrkritiker derzeit nicht mehr bereit sind, sich ihres Verstands zu bedienen und das eine vom anderen zu trennen. Es wird alles verrührt und einer panischen Logik des Verdachts ausgesetzt. Das trotteligste Beispiel ist die Empörung darüber, dass sich das Wachbataillon alter Wehrmachtskarabiner beim Präsentieren bedient. Tatsächlich handelt es sich, moralisch betrachtet, um eine höchst befriedigende Geste. Nichts ist bewegender, als das Wachbataillon mit ebendieser Waffe zur Gedenkfeier des Widerstands am 20. Juli jeden Jahres im Bendlerblock aufziehen zu sehen. Dass eine Wehrmachtswaffe zu Ehren derer präsentiert wird, die als Verräter galten, bedeutet einen vollendeten Sieg der demokratischen Armee über die Gespenster der Vergangenheit.

Es ist eine reine Fiktion, und lügenhaft dazu, so zu tun, als wäre die Bundeswehr aus dem Nichts entstanden und könnte allein aus sich heraus eine Tradition begründen. Eine Stunde null gab es für sie ebenso wenig wie für den Nachkriegsstaat und die Nachkriegsgesellschaft, in denen noch lange die Gespenster nachspukten. Aus deren Vertreibung, nicht aus deren Leugnung bezieht die Bundesrepublik bis heute Selbstbehauptungswillen und moralische Energie, und nicht anders kann

es für die Bundeswehr sein. Es ist ein deutscher Sonderfall – aber unkorrigierbar –, dass der Abstoßungspunkt, der Selbstbehauptung und Identität begründet, nicht außerhalb der deutschen Grenzen liegt, sondern innerhalb der eigenen Geschichte. Schon deswegen muss sie präsent bleiben, und meinetwegen mit einem zerschossenen Wehrmachtschirm in der Offiziersmesse.

In einer anderen Hinsicht aber ist die Bundeswehr kein Sonderfall, sondern eine Truppe wie jede andere auf der Welt, die auf Jahrtausende des Kriegshandwerks zurückblickt. Man kann es verfluchen, aber so ist es nun einmal. Wie es vor der Bundesrepublik schon andere deutsche Staaten gab, zu Zeiten sogar im Überfluss, gab es auch vor den Bundeswehrsoldaten andere deutsche Soldaten. Auch die Landsknechte Georgs von Frundsberg, die den Papst 1526 bei Brescia schlugen, waren deutsche Soldaten, auch die hessischen Landeskinder, die seit 1776 in englische Dienste verkauft wurden, auch die bayerischen Artilleristen, deren Erfolg bei Sedan 1870 Napoleon III. zur Abdankung zwang. Alle diese bilden den historischen Horizont selbst einer demokratischen Bundeswehr, einschließlich der Lebensbilanz Frundsbergs: „Drei Dinge sollten jedermann vom Krieg abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegsknechte und die Undankbarkeit der Fürsten.“

Es wäre gewiss nicht hilfreich – und weltfremd dazu –, Soldaten der Bundeswehr durch einen verschärften Traditionserlass vor Einsichten des sechzehnten Jahrhunderts zu bewahren, die gerade eben noch, in den Jugoslawienkriegen der 1990er Jahre, ihre Aktualität bewiesen haben. Noch weniger hilfreich wäre – und unschön dazu –, wenn sich Regierung und Öffentlichkeit der Bundesrepublik die Undankbarkeit der Fürsten zueigen machten. Die Soldaten sind nicht nur bereit, in unserem Auftrag zu töten, sie sind auch bereit, dabei zu sterben. Man muss es nicht feiern; aber es ist auch keine Kleinigkeit.

Der Journalist und Publizist Jens Jessen ist als Redakteur im Ressort Feuilleton der „Zeit“ tätig.

Der Artikel erschien in Ausgabe 22/2017 der „Zeit“.

„Wir brauchen auf allen Ebenen mehr Zeit für Führung“

Generalmajor Reinhardt Zudrop, seit Juni 2016 Kommandeur des Zentrums Innere Führung, spricht im Interview über Aktualität, Werteentwicklung und Umsetzung der Inneren Führung

Die Bundeswehr: Die Innere Führung galt immer als Vorzeigekonzept. Ist es überholt?

Generalmajor Reinhardt Zudrop: Nein, im Gegenteil. Die Innere Führung war von Anfang an bewusst dynamisch und zukunftsfähig angelegt. Sie verfügt über Konstanten und Variablen. Neue Entwicklungen und Herausforderungen in allen Bereichen erfordern eine beständige Weiterentwicklung, vor allem in den drei hauptsächlichen Gestaltungsfeldern der Inneren Führung: Menschenführung, Politische Bildung sowie Recht und soldatische Ordnung. Das Zentrum Innere Führung war sich der Notwendigkeit dieser Weiterentwicklung immer bewusst und hat bis heute die entsprechenden Antworten und Angebote entwickelt.

Wenn die Führungskultur nicht mehr passt, woran könnte das liegen? Hat sich die Bun-

deswehr derart verändert oder die Menschen in ihr?

Insgesamt passt unsere Führungskultur immer noch, auch den Vergleich mit anderen Organisationen brauchen wir nicht zu scheuen. Natürlich entwickeln und verändern sich Menschen wie Organisationen und ihre Umwelt gleichermaßen. Denken Sie an das Ende des Kalten Kriegs, den Übergang zur Einsatzarmee Bundeswehr, die Übernahme von Personal der Nationalen Volksarmee, das Aussetzen der Wehrpflicht und anderes mehr. Der wesentliche Punkt dabei ist, dass die Führungskultur mit ihren Gestaltungsfeldern auf diese Veränderungen die richtigen Antworten und nachhaltige Lösungen findet.

Ein weiteres Beispiel ist die Versorgung von Einsatzteilnehmern. Hier hat die Innere Führung im Aufgabenverbund und übrigens gemeinsam mit dem Deutschen Bundeswehrverband das notwendige Bewusstsein in der Politik ge-

schaffen, um versorgungsrechtliche Defizite zu beheben. Auch das ist ein Stück glaubwürdige Führungskultur mit konkreten Maßnahmen für die betroffenen Menschen.

Welchen Einfluss hat der Wandel zur Einsatzarmee?

Die Einsatzrealität hat ohne Zweifel rasch neue Fragen und Themen geschaffen oder bereits bekannte Themen in den Fokus gerückt. Das Thema der Legitimation von militärischer Gewalt – in politischer, rechtlicher und ethischer Hinsicht – ist als Ziel der Inneren Führung mit dem Wandel der Bundeswehr zu einer Einsatzarmee ein treffendes Beispiel für diesen Einfluss. Oder denken Sie an die Drohnediskussion, die wir auch mit Fragestellungen zur Führungskultur verknüpft haben.

Im Zusammenhang mit dem Thema „Einsatz“ ist mir eines auch besonders wichtig: Der bisweilen gehörte Vorwurf, Innere Führung taue nicht für den Einsatz, trifft nicht zu. Gerade im Einsatz, gerade wenn es darauf ankommt, spielen Werte und Vertrauen eine ganz entscheidende Rolle. Und das ist nichts anderes als der Kern der Inneren Führung.

Welche Rolle spielt die Innere Führung für den heutigen Soldaten?

Die Innere Führung als werteorientierte Führungskultur bleibt für unsere Soldatinnen und Soldaten nach wie vor die Leitlinie ihres Handelns. Da die Werte und Normen des Grundgesetzes sowie die zeitlosen soldatischen Tugenden unverändert Gültigkeit besitzen, bleibt auch die Innere Führung mit ihrem ethischen Fundament der moralische Kompass und die Richtschnur für den Dienst in den Streitkräften. Eine andere Herausforderung stellt hingegen die Entwicklung einer Führungs- und Organisationskultur der Bundeswehr dar, in der alle Angehörigen der Bundeswehr, ob mit oder ohne Uniform, eine gemeinsame Grundlage



Foto: dpa/picture alliance

Innere Führung hat ein Zuhause: Plakat vor dem Gebäude des Zentrums Innere Führung der Bundeswehr in Koblenz

finden müssen. Ich bin davon überzeugt, dass viele Inhalte der Inneren Führung schon heute für alle Angehörigen der Bundeswehr Richtschnur für ihr Handeln sein können.

Hat sich das Berufsethos der Soldaten gewandelt, wenn Sie Ihre Praxiserfahrung mit Lehrgangsteilnehmern heranziehen?

Die Gesellschaft unterliegt seit jeher auch einem Wertewandel, der Soldatinnen und Soldaten als Teil dieser Gesellschaft mitprägt. Dieser Wertewandel wird auch am Zentrum Innere Führung ganz deutlich in den Diskussionen und Rückmeldungen unserer Lehrgangsteilnehmenden erkennbar. Das Kernverständnis soldatisches Dienen, das sich letzten Endes auf die Bereitschaft zum Kampf fokussiert, bleibt davon unberührt. Unabhängig davon werden heute deutlich stärker die bessere Vereinbarkeit und der verträgliche Ausgleich unterschiedlicher Rollenerwartungen und damit verbundener Werteordnungen gefordert: Soldatinnen und Soldaten sind gleichzeitig auch Eltern, Partner, Vereinsmitglieder und andere soziale Rolleninhaber sowie Funktionsträger. Dieses manchmal als Spagat empfundene Spannungsfeld muss durch Maßnahmen der Inneren Führung, insbesondere im Fürsorge- und Betreuungsbereich, gemildert oder abgebaut werden. Entscheidend ist dabei, wie wir miteinander umgehen. Wertschätzung und Vertrauen sind hier die Schlüssel.

Glauben Sie, dass in zwei Jahren eine tief greifende Weiterentwicklung, wie von der Ministerin angewiesen, möglich ist?

Eine tief greifende Weiterentwicklung bleibt ja nicht folgenlos bei sich selbst stehen, sondern zielt auf eine umfassende Vermittlung und nachhaltige Umsetzung der Gedanken und Maßnahmen, wie sie durch den Prozess „Innere Führung heute“ angestoßen wurden. Innere Führung lebt seit jeher von glaubwürdigen Vorbildern und von der Mitgestaltung durch alle Angehörigen der Bundeswehr. Wenn der allgemeine Wille, von oben beginnend, dazu vorhanden ist, kann in zwei Jahren sehr viel erreicht werden. Entscheidend ist die Beantwortung der Fragen, was unsere Führungskräfte auf allen Ebenen daran hindert, ihren Auftrag bestmöglich auszuführen, und was die jeweils höhere Führungsebene dann tun kann, um diese Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Der von Ministerin von der Leyen angestoßene Prozess soll genau zu diesen Fragen Antworten liefern. Dabei geht es in einem ersten Schritt von unten nach oben über alle Führungsebenen um eine klare Lagefeststellung, dann erfolgt die Bewertung und Entwicklung von Maßnahmen. Der letzte Schritt ist dann die Umsetzung dieser Maßnahmen von oben nach unten und – nach einer noch festzulegenden Zeit – die Überprüfung, ob die Maßnahmen wirken.

Hätte dieser Anstoß früher erfolgen müssen?

Innere Führung, und damit wiederhole ich mich, muss authentisch gelebt werden. Die in den letzten Monaten bekanntgewordenen Verstöße gegen die Grundsätze der Inneren Führung haben

Foto: DBwV/Hepner



Antwort relativ simpel: Ich mag meinen Beruf und gehe auf in dem, was ich tue. Die hohe Identifikation und die Vielseitigkeit des Berufs als Marinesoldat sind mein beruflicher Antrieb.

Diese Einstellung gegenüber dem Dienst und dem Dienstherrn verdanke ich meinem ehemaligen ersten Offizier, der eine unglaubliche Führungsstärke zeigte, gerade weil er andere in seine Entscheidungsprozesse einbezog.

Obermaat Silvio Dörge, Fregatte „Schleswig-Holstein“

unser Bewusstsein dafür noch einmal geschärft. Unabhängig davon läuft unser Weiterentwicklungsprozess auch ohne negative Schlagzeilen kontinuierlich. Als wir das Weißbuch 2016 in Hinblick auf Weiterentwicklungsbedarf für die Innere Führung auswerteten, fand das vor dem Bekanntwerden dieser negativen Ereignisse statt. Die Bundesministerin der Verteidigung hatte bereits im Juni 2106 anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Zentrums Innere Führung wegweisende Ausführungen zur künftigen Rolle und Aufgabe der Inneren Führung gemacht. Insofern liegt hier kein verspäteter Anstoß vor.

Ist es, wie etwa unser Verband meint, auch ein Problem der zeitlichen Ressourcen?

Das richtige Verhältnis von Kräften und Ressourcen zum erteilten Auftrag ist tatsächlich ein Problem. Vorgesetzte finden heute aufgrund von Bürokratie, Auftragsdichte und digitalen Beschleunigungsprozessen immer weniger Zeit, sich um die ihnen anvertrauten Menschen ausreichend zu kümmern. Das ist für mich der Schlüssel. Wir brauchen auf allen Ebenen mehr Zeit für Führung. Innere Führung muss gelebt, erlebt und vorgelebt werden. Das geht durch den persönlichen Austausch, nicht durch E-Mail und Messenger oder ähnliches, und sei es auch noch so bequem oder opportun. Wir müssen die Zeit für Führung wiedergewinnen, ohne Einbußen in der Qualität der Auftragsbefriedigung zu erleiden. Hier sind politischer Wille ebenso wie Kreativität vor Ort gefordert.

Gefordert sind auch Wahrhaftigkeit, die Bereitschaft, aus Fehlern zu lernen, das Zurückfahren von Absicherungsdenken und das klare Ansprechen, was geht und was nicht geht, was sich gehört und was sich nicht gehört. Mit Blick auf die politische Bildung: Sie muss nicht immer als Unterrichtsstunde stattfinden; sie kann manchmal viel eindrücklicher im persönlichen Pausengespräch oder bei der Dienstaufsicht erfolgen.

Aber richtig und wichtig bleibt: Wir brauchen wieder mehr Zeit zum Führen, weniger zum Verwalten.

Welche Rolle sollten die militärische und die politische Führung bei diesem Weiterentwicklungsprozess spielen?

Keine andere Rolle als die, die ohnehin schon immer von ihr gefordert ist: Beispiel geben von oben nach unten, glaubwürdig vorleben, durch das eigene Verhalten überzeugend vorleben. Dabei ist es nicht von Nachteil, auch einmal Begeisterung für die Sache zeigen und die Grundsätze der Inneren Führung im täglichen Dienst, in Ausbildung und Lehre ebenso wie im Einsatz systematisch bis zum kleinsten Dienstgrad hinunter zu vermitteln. Wenn wir das im großen Rahmen und mit langem Atem schaffen, dann haben wir die Innere Führung mit Leben erfüllt.

Das Zentrum Innere Führung hat als zentrale Bildungseinrichtung der Bundeswehr den Auftrag, die Konzeption der Inneren Führung beständig weiterzuentwickeln sowie praxisorientiert aufzubereiten und inhaltlich zu vermitteln. Das Portfolio beinhaltet sowohl Angebote an den Standorten Koblenz und Strausberg als auch Maßnahmen vor Ort in der Truppe.



**Generalmajor
Reinhardt Zudrop**



Deutsche Soldaten in Afghanistan 2010 (Archivfoto): Selbst in Gefechtssituationen darf der moralische Kompass nicht verloren gehen.

Berufsethos in der Einsatzrealität

Hat sich das soldatische Berufsethos der Bundeswehr in den Auslandseinsätzen bewährt?

Von Rainer Glatz

Mit dem Begriff des „Berufsethos“ verbindet man im Allgemeinen sittliche und moralische Grundsätze, die das Handeln einer bestimmten Berufsgruppe bestimmen. Dabei geht es nicht zwangsläufig um staatliche Gesetze, sondern um hohe sittliche Vorstellungen vom Wert und von den Pflichten eines Berufs.

Soldatisches Berufsethos und Selbstverständnis im 21. Jahrhundert müssen sich nach meinem Verständnis stets ausdrücklich, auch in Bezug auf die Auslandseinsätze, aus Artikel 1, Absatz 1 unseres Grundgesetzes ableiten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar, sie zu schützen und zu achten, ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Dies spiegelt sich folgerichtig in der Wehrgesetzgebung und im Konzept der Inneren Führung wider.

Folgt man den sich daraus ergebenden Verpflichtungen, muss das in zweifacher Hinsicht Konsequenzen haben: erstens für das Handeln nach innen, bezogen auf Führungsverständnis und -kultur – also die Auftragstaktik und die Prinzipien der Inneren Führung – und zweitens

für das Handeln nach außen, bezogen auf das Verhalten gegenüber der Bevölkerung in den Einsatzgebieten.

Jeder, der Entscheidungen im oder für den Einsatz trifft, muss sein Handeln/Nicht-Handeln ehrlich reflektieren und darf sich den Folgen seines Tuns in ethischer Hinsicht nicht entziehen. Dabei ist ein klarer moralischer Kompass im Sinne eines gefestigten Werteverständnisses unverzichtbar.

Dies hat auch Auswirkungen bei der Auswahl für Führungsfunktionen. Es ist unerlässlich, neben der fachlichen Qualifikation die charakterli-

che Eignung zu bewerten. Denn: Führen im Einsatz stellt in beiden Bereichen höchste Ansprüche an den Vorgesetzten.

Neben materiellen Anreizen ist im militärischen Alltag die Führungskultur ein ganz bedeutender Aspekt. Die Bundeswehr gilt als glaubwürdig und hoch angesehen. Man traut ihr zu, deutsche Interessen weltweit angemessen zu vertreten. Die militärischen Führer haben damit das erforderliche Vertrauen, um gemäß Auftrags-taktik handeln zu können. Dies erfordert strikte Vorgaben nur dort, wo unabweisbar erforderlich. Es sollte Vertrauensvorschuss und Fehlertoleranz auf allen Führungsebenen geben. Vor allem bei der Fehlertoleranz ist noch deutlich Raum für Verbesserung gegeben.

Diese Führungskultur (mitmenschliches Zusammenhandeln) gilt für Einsatz und Heimdienst gleichermaßen. Die Wahrnehmung der Bundeswehr von außen, ihre Attraktivität als Arbeitgeber, hängt ganz wesentlich von diesem positiven Umgang miteinander ab.

Angesichts der gegenwärtigen Diskussion zu den „Bundeswehrskandalen“ in Verbindung mit

„Insgesamt ist der ethische Anspruch an den Soldaten heute höher als je zuvor.“

RAINER GLATZ

der Frage nach dem Berufsethos des Soldaten scheint es zunächst, als liege hier Vieles im Argen, ja, als habe die sogenannte Innere Führung versagt.

Ein ergänzender Blick auf das Thema findet sich in einem Beitrag in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 7. Juni 2017. Im Artikel von Thomas Thiel („In der Hitze des Gefechts; Das neue Ideal des Kämpfers: ein ethnologischer Blick auf die Führungsdebatte in der Bundeswehr“) war etwa zu lesen: „Zweitens formuliert der Kodex keine Regeln für die neuen Kampfsituationen, sondern geht davon aus, dass anspruchsvolle ethische Prämissen auch in Gefahr durch internalisierte Reflexe abgerufen werden. Das setzt einen intellektuellen Transfer voraus, der am einfachen Soldaten und der Gefechtswirklichkeit vorbeigeht. Lässt sich noch herleiten und diskutieren, wenn die Gefahr in Sichtweite ist? (...) Über die Auslandseinsätze (...) dringe das unpolitische Ideal des Kämpfers in das ideelle Vakuum. Der einsatzerprobte Soldat bediene die gesteigerte Sehnsucht nach Vorbildern für die existentielle Situation des Kampfes, (...)“.

Ist das so? Fest steht, dass heute auch Töten und Sterben Teil der Einsätze sind, nachdem während des Kalten Kriegs das Prinzip „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“ galt.

Die Szenarien sind jedoch vielfältig: Wir haben den Einsatz eines einzelnen Militärbeobachters oder des sogenannten Expert on Mission in einer UN-Mission. Daneben gibt es den Angehörigen eines multinationalen Stabs oder den Ausbilder. Öffentlich wahrgenommen aber werden eher die großen Missionen unter Kapitel VII der UN-Charta, in denen militärische Gewalt nicht nur zur Notwehr oder Nothilfe, sondern auch zur Durchsetzung des Auftrags erlaubt ist. Dabei sind aber auch gerade die Belastungen für die „Einkämpfer“ nicht zu unterschätzen, die für die UN im Einsatz sind – oftmals unter kargen Lebensumständen – und bisweilen in einem Krisengebiet nicht einmal eine Waffe zur Selbstverteidigung tragen.

Der Autor einer Masterarbeit der Freien Universität Berlin aus dem September 2016 hielt fest, dass bis dahin mehr als 5000 Mal die Einsatzmedaille „Gefecht“ verliehen wurde. Das Gefecht als Extremsituation dominiert demnach nicht die Einsatzrealität: Nur etwa 1,32 Prozent der bisher eingesetzten Soldaten (rund 380 000) haben, statistisch betrachtet, eine Gefechtssituation erlebt. Der Kampf war im Einsatz bisher eher die Ausnahme.

Gleichwohl haben Hunderte von Soldaten der Bundeswehr im Kampf gestanden und sich bewährt. Ich weiß aus vielen Berichten und Gesprächen, dass die Leistung unserer überwiegend noch sehr jungen Führer im Gefecht überzeugt hat – auch bei unseren Partnernationen. Noch wichtiger: Wo die deutsche Staatsanwaltschaft von Amts wegen untersucht hat, wurde die Rechtmäßigkeit und Angemessenheit ihres Handelns bestätigt.

Heute berichten militärische Führer offen: „Wenn das Gefecht läuft, wird nur noch das abgerufen, was geübt und befohlen wurde. Jetzt

zeigt sich der tatsächliche Zusammenhalt des Zugs und der damit verbundene Kampfwert. Kein Soldat hat gezögert. (...) Der Zug hat funktioniert. Bei allem Kampfesmut und Willen zur Auftragserfüllung der Soldaten, so muss man sich doch bemühen, dass das Gefecht nicht zur Selbstverständlichkeit oder etwa gewöhnlich wird. Weder für die unterstellten Soldaten noch für einen selbst. Menschlich bleiben und die Achtung vor dem Menschlichen eben sollten nicht in Vergessenheit geraten. Keiner meiner Soldaten hat Kerben in seine Schulterstütze geritzt oder Striche an seinen Helm gemalt.“

Hier zeigt sich, dass die moralischen Prinzipien auch in solch belastenden Gefechtssituationen nicht verloren gehen. Neben dem Stolz auf die eigene Leistung, die Auszeichnung, auf die Bewährung und die gelebte Kameradschaft offenbart sich in der Achtung des Gegners und der Sorge um den Kameraden sowie die anvertrauten Menschen ein positives Menschenbild.

Dieses Bild spiegelt sich – leider öffentlich wenig beachtet – auch wider im Bericht der sogenannten Nachtwei-Kommission: „Die Aussagen der Soldaten (...) zu ihren Einsatz- und Gefechterfahrungen zeugten durchweg von hoher Professionalität und Ernsthaftigkeit. (...) Dass zur Erfüllung des militärischen Auftrags immer auch die besondere Rücksichtnahme auf die Zivilbevölkerung gehört, ist für unsere Soldaten offenkundig und selbstverständlich.“

Insgesamt ist der ethische Anspruch an den Soldaten heute höher als je zuvor. Er ist nicht nur militärischer Fachmann, sondern auch politischer Verantwortungsträger in einer hochkomplexen Realität. Er ist Kämpfer und setzt – falls notwendig – militärische Gewalt ein. Er ist aber auch Vertreter seines Landes gegenüber dem fremden Kulturkreis, als Helfer, Vermittler, Beschützer, Ausbilder und Partner. Somit ist heute weit mehr von ihm gefordert als nur die Kernbefähigung des Kämpfers.

Zur Bewältigung dieser Herausforderungen ist die umfassende einsatzorientierte Ausbildung von herausragender Bedeutung. Die Grundsätze der Inneren Führung können im richtigen Verständnis von moderner Auftragstaktik den Rahmen für Handlungsfreiheit, aber auch für die gebotene Verantwortung unserer Soldaten setzen. Einsatzrealität heute – unter unmittelbarer Bedrohung für Leib und Leben – kann für den Einzelnen eine extreme Erfahrung sein. In vielen Gesprächen schilderten mir Soldaten diese prägenden Erfahrungen. Dabei führten sie ihre Handlungssicherheit im Einsatz (und im Gefecht) maßgeblich auf eine realitätsnahe, wo geboten, auch harte und gemeinsam erlebte Ausbildung sowie das daraus resultierende militärische Können und auf das Vertrauen in ihre militärischen Führer zurück. Dieses Vertrauen ist dann besonders groß, wenn tatsächlich das Prinzip des „Führens von vorn“, die soziale Kompetenz der Vorgesetzten, der Gefahren und Belastungen teilt, und persönliche Fürsorge erlebt wird.

Das Wissen um eine bestmögliche medizinische Versorgung, eine moderne Ausrüstung und



Foto: Bundeswehr

Gao: Auch das deutsche Engagement bei MINUSMA in Mali ist alles andere als ungefährlich.

die uneingeschränkte Gewissheit einer umfassenden Fürsorge für die Familienangehörigen ergänzen die Anwendung der Grundsätze der Inneren Führung.

Die Innere Führung hat sich aus meiner Sicht auch in den extremen Einsatzsituationen bewährt. Dabei sind es die innere Haltung jedes Einzelnen, der eigene „moralische Kompass“ und die Führungskompetenz militärischer Vorgesetzter, die durch alle Phasen tragen können. Ich bin daher vor dem Hintergrund meiner eigenen langjährigen Erfahrungen bereit, die Hand für die Truppe ins Feuer zu legen. Die ganz überwiegende Anzahl unserer Soldatinnen und Soldaten steht auf dem Boden des Grundgesetzes und, bewusst oder unbewusst, der Inneren Führung. Sie haben sich durch ihre Haltung, ihr Auftreten und die Art und Weise ihrer Pflichterfüllung hohes Ansehen erworben. Das Fehlverhalten Einzelner, das durch unser funktionierendes System abgestellt oder geahndet wird, kann und darf daher auf diese Leistungen keinen Schatten werfen. Wir können stolz auf unsere Soldatinnen und Soldaten sein und ihnen das hart verdiente Vertrauen schenken. Ich persönlich empfinde Respekt und Hochachtung sowie Dankbarkeit.

Foto: privat



Generalleutnant
a.D. Rainer Glatz
war in seiner
letzten dienstlichen
Verwendung
Befehlshaber des
Einsatzführungs-
kommandos.

Deutscher Soldat für Recht und Freiheit

Von Oberstleutnant i.G. Jan Hoffmann

Jeder Soldat der Bundeswehr hat seine eigene Sicht, weshalb und wofür er oder sie dient. Diese Sichtweisen haben immer einen Bezug zur Geschichte und sei es die eigene Lebenserfahrung. Dass der Soldatendienst nicht leicht ist, wurde in den vergangenen Wochen wieder durch Politik und Medien deutlich gemacht. Und alleine der Bezug auf das „Deutsche“ im Titel dieses Textes kann bereits einen wie auch immer gearteten negativen Anschein erwecken. Aber für mich ist es der Kern meines Eids auf „Recht und Freiheit des deutschen Volkes“ und die „Bundesrepublik Deutschland“. Die Frage ist nun, ob meine Sicht noch Gültigkeit beanspruchen kann. Dazu setze ich sie mit persönlichen Erfahrungen ins Verhältnis, die hier unvollständig aufgelistet sind.

- Ich bin als Wehrpflichtiger in eine Armee eingetreten, in der es hieß, der Frieden sei der Ernstfall.
- Bundeskanzler Kohl wollte die Bundeswehr nicht dort einsetzen, wo zuvor die Wehrmacht eingesetzt wurde.
- Bündnis 90/Die Grünen forderten die Abschaffung der Bundeswehr und ließen die Luftwaffe

völkerrechtlich umstrittene Angriffe auf Serbien fliegen.

- Ein SPD-Mitglied des Verteidigungsausschusses empfahl mir, „doch den Rock ausziehen“ als ich ihm in einer Diskussion widersprach.
- Viele Stimmen in Politik und Medien lehnen Kampfdrohnen aus ethischen Gründen ab und akzeptieren das dadurch höhere Todesrisiko deutscher oder alliierter Soldaten.
- Eine CDU-SPD-Bundesregierung sieht sich wiederholt massiven Vorwürfen des Rechtsbruchs selbst aus den eigenen Reihen ausgesetzt.
- Deutsche Offizieranwärter tragen bei ihrer Ausbildung ganz oder teilweise britische oder französische Kadettenuniformen, worauf sie „stolz“ sind.
- Die Radikalisierung eines maßgeblich in Frankreich und durch die französischen Streitkräfte ausgebildeten Oberleutnants mündet in eine Überprüfung des Traditionsverständnisses der Bundeswehr.
- Ein Offizier der Panzertruppe führt im Dienstgrad Hauptmann das erste Mal einen Panzerzug im scharfen Schuss.
- Verbände, die zum Teil bis auf die Kompanie-

ebene multinational gemischt sind, sollen effektive Reaktionskräfte sein.

- Ein Vorsitzender der SPD fordert, wir sollten nicht Deutschland dienen, sondern Europa.
- Es ist eher die Regel als die Ausnahme, dass Verteidigungsminister, parlamentarische Staatssekretäre, aber auch Vorsitzende des Verteidigungsausschusses zuvor keine Erfahrung im Bereich Verteidigung gesammelt haben.
- Die AfD distanziert sich wie Die Linke von der Nato, während 53 Prozent der Deutschen eine militärische Unterstützung von Alliierten gegen Russland nicht befürworten und Deutschland bei den Verteidigungsausgaben seit Langem weit unter den Nato-Kriterien liegt. Diese deutlich erweiterbare Liste trifft heute auf Ansprüche der Ministerin, die von mir fordert, dass ich mich klar abgrenze „gegen jede Zweideutigkeit und jeden Zweifel“. Dazu befiehlt der Inspekteur des Heeres mit Bezug auf die Wehrmacht, dass durch mich die „Identifikation oder Gemeinmachung (...) mit dem Nationalsozialismus bereits dem Anschein nach auszuschließen ist“. Gleichzeitig wird für und um Vertrauen geworben.

Hier werden Maximalforderungen an mich gestellt, die dem Wesensgehalt einer Demokratie widersprechen, die auf dem Zweifel und dessen Klärung in der Diskussion beruht und dazu ein gewisses Grundvertrauen braucht. Diese Forderungen widersprechen somit dem Wesensgehalt der Inneren Führung, die mir als einsatzbereitem Soldaten ein „Höchstmaß an Freiheit und Rechten garantiert“. Und diese Forderungen widersprechen dem Führen mit Auftrag, das selbstständiges Handeln in Zweifel und Unsicherheit ermöglichen soll.

In dieser Lage stelle ich an mich den Anspruch, meine Haltung offen und klar zu vertreten. Ich erwarte das auch von meinen Kameraden – wie auch immer ihre Haltung ist. Ich erwarte, dass mir der Ausdruck meiner persönlichen Haltung zu Geschichte und Tradition in und außer Dienst durch von Vertrauen und Wohlwollen geprägte Leitlinien ermöglicht wird. Ich erwarte von meiner militärischen Führung, dass sie mit Aufträgen führt und sich in der Öffentlichkeit prominent zu Wort meldet. Ich erwarte von der Politik, dass sie ein Höchstmaß an „Gedankenfreiheit“ gewährt und sich persönlich in die Pflicht nimmt, unserer Generalität so zu begegnen, wie es den Spitzenrepräsentanten aus unseren Reihen zusteht. Die Bundeswehr wirbt mit dem Spruch, dass wir auch dafür kämpfen, dass „Du“ gegen uns sein kannst. Deutlicher müsste es heißen, dass „wir“ bereits dafür getötet haben, verwundet wurden und gefallen sind. Und das trotz eigener Bedenken, vieler Angriffe aus Politik und Gesellschaft und obwohl die Politik derartige Szenarien immer wieder als undenkbar tabuisiert. Uns Soldaten sollte der dennoch treu geleistete Dienst das Selbstvertrauen und ausreichend Rechtfertigung verleihen, unsere militärische Denkweise sowie Kultur und darin eingeschlossen unser durchaus vielfältiges Verhältnis zur Militärgeschichte offen und auch gegen den Widerspruch aus Politik und Gesellschaft zu vertreten. Es gilt seit jeher: treu gedient – Treue verdient.

Foto: privat



Oberstleutnant i.G. Jan Hoffmann, Chief Operations Assessment 1. Deutsch-Niederländisches Korps in Münster



Das Berufsbild des Soldaten hat sich gänzlich geändert, so auch der Grundgedanke des „Warums?“. Im aktuellen weltpolitischen Geschehen an der Seite verschiedenster Bündnispartner müssen wir sowohl in der Landes- und Bündnisverteidigung als auch in verschiedensten Auslandseinsätzen weltweit mit unterschiedlichen politischen und militärischen Vorgaben bestehen können. Dazu gehört auch ein tiefes multikulturelles Verständnis, da Kooperationen mit nichtmilitärischen, nichtstaatlichen Organisationen durchaus Tagesgeschäft sein können. Dieses Aufgabenspektrum, in dem Soldaten nicht nur kämpfen, sondern auch schützen und vermitteln müssen, ist die Würze des heutigen Berufsbilds.

In meinem Soldatsein treibt mich das Bestreben an, möglichst perfekt und jederzeit den eigenen Auftrag gemäß eigener höchster Maßstäbe zu erfüllen. Dabei ein objektiver Vorgesetzter zu bleiben, der kritisch evaluierend Aufträge an die Untergebenen weiterleitet, junge Menschen formt und fordert sowie gleichzeitig nicht vergisst, Mensch zu sein. Nur wenn dieser Multiplikatoreffekt Früchte trägt, kann weiterhin ein historisch umfassend geschulter, selbstständig denkender Soldatennachwuchs für die Zukunft aufgebaut werden.

Dem Gedanken, getötet zu werden oder töten zu müssen, sollte sich ein jeder Berufssoldat bereits sehr früh in der Laufbahn stellen. Ohne eine positiv-kritische Auseinandersetzung kann ein Soldat seinen Beruf im aktuellen und erwarteten Aufgabenspektrum nicht vollständig und professionell verstehen.

Dem Gedanken, getötet zu werden oder töten zu müssen, sollte sich ein jeder Berufssoldat bereits sehr früh in der Laufbahn stellen. Ohne eine positiv-kritische Auseinandersetzung kann ein Soldat seinen Beruf im aktuellen und erwarteten Aufgabenspektrum nicht vollständig und professionell verstehen.

Oberstleutnant Patric Wurmbach,
AWACS-Pilot



Die Abwechslung und das Gebrauchtwerden sind für mich die entscheidenden Faktoren. In meinen 28 Dienstjahren hat sich in den Streitkräften viel zum Positiven verändert, allerdings sind die Herausforderungen sowohl im Einsatz als auch im Friedensbetrieb erheblich gewachsen. Das reizt mich und gleichzeitig fordert es mich heraus – ich benötige als Soldat genau diese Elemente, um selbst weiter wachsen zu können.

Unser Berufsbild ist klar skizziert und sollte auch das Fundament unserer persönlichen Berufseinstellung als Soldat sein. Man muss um die Risiken wissen, damit man professionell seinen Dienst versehen kann. Aus großer Verantwortung, gerade als Soldat im Einsatz, erwächst die Pflicht eines umsichtigen Verhaltens auch unter erschwerten Bedingungen. Dafür sind wir ausgebildet und das müssen wir unseren jungen anvertrauten Soldaten immer wieder vor Augen führen, damit die Kehrseite der Medaille präsent ist und auch zur Bildung eines sich ständig weiterentwickelnden Selbstverständnisses führt.

Mich haben als junger Soldat meine Vorgesetzten geprägt und als Vorbilder angeleitet. Das hilft mir auch heute noch, meinen persönlichen Wertekompass auszuloten. Wer mir Gradlinigkeit, Verlässlichkeit, gelebte Kameradschaft und das nachdrückliche Eintreten für seine Untergebenen zeigt, ist für mich ein Vorbild.

Hauptmann Raimund Heilig,
Leiter BwFachSBetrSt